



Wir müssen reden!

Haben wir schon die richtige Form gefunden, mit dem Thema Missbrauch ehrlich und persönlich umzugehen? Ja, indem wir nicht nur darüber sprechen, sondern miteinander reden und handeln

Foto: shutterstock.com

Vom Redaktionsteam

Situationen, in denen man sich verletzt oder gekränkt fühlt und irritiert zurückbleibt, kennen wir alle. – Aber ist das Erzbistum Paderborn ein „irritiertes System“? Das klingt wenig angemessen, angesichts der hohen Betroffenenzahlen, die vor einigen Wochen die unabhängige Studie zum Missbrauch im Erzbistum offengelegt hat. Und doch ist der Begriff zutreffend. Wenn vor Ort ein Fall oder Verdachtsfall sexualisierter Gewalt bekannt wird, dann verändert das den Blick auf Gegenwart und Vergangenheit der eigenen Kirchengemeinde völlig. Das Vertrauen in eine Welt, die bisher grundsätzlich sicher und verlässlich erlebt wurde, wird zerstört. Es ist von einem „irritierten System“ die Rede. Das bedeutet konkret: Menschen sind zwar nicht selbst direkt von dem Missbrauch, der stattgefunden hat, betroffen, jedoch stehen sie der betroffenen oder

beschuldigten Person so nahe, dass eine eigene, indirekte „Betroffenheit“ entsteht. Ob Familie, Freundeskreis oder Arbeitsumfeld – die Mitglieder des Systems sind mit einer Vielzahl von Emotionen und Reaktionen konfrontiert wie Wut, Verdächtigungen, Scham, Selbstvorwürfen und Unsicherheit. Die Kommunikation ist in dieser Situation zu meist gestört und das Vertrauen unter den Beteiligten erschüttert. Wie kann eine Gemeinschaft damit umgehen? Welche Wege gibt es, um wieder zu einem konstruktiven Miteinander zurückzukehren, das Geschehene anzunehmen und zu verarbeiten? „Für Betroffene ist es

wichtig, dass die Verantwortlichen im System sie hören und ernst nehmen“, sagt Erzbischof Dr. Udo Markus Bentz. „An die pastoralen Mitarbeitenden habe ich die klare Erwartung, dass sie dem Thema nicht ausweichen und es sensibel aufgreifen.“ Ein offenes Umgehen mit den schmerzlichen Erfahrungen ist nicht leicht, die nachhaltige Aufarbeitung erfordert Zeit und Kraft. Am liebsten möchte man so schnell wie möglich zum Alltag übergehen. Aber nur, was analysiert und diskutiert wird, kann dazu beitragen, Fehler nicht zu wiederholen. Die Konsequenz daraus ist klar:

Ein offenes Umgehen mit den schmerzlichen Erfahrungen ist nicht leicht. Aber nur, was analysiert und diskutiert wird, kann dazu beitragen, Fehler nicht zu wiederholen.

Wir müssen reden! Und handeln! Beispielsweise im Rahmen eines Gesprächsangebots nach der Sonntagsmesse, eines Gedenkgottesdienstes, einer örtlichen Arbeitsgruppe aus Gemeindemitgliedern und Betroffenen... Kleine Maßnahmen, die dabei helfen, die Mauer des Schweigens zu brechen, Betroffene zu Wort kommen zu lassen, und die ihr Umfeld dabei unterstützen, angemessen auf die Herausforderungen zu reagieren und eigene Emotionen zu bewältigen. Vielleicht ist eine weitere Aufgabe jetzt, diese Spannung auszuhalten. Dass beides gleichzeitig wahr ist: das Versagen der Kirche und das Engagement so vieler Menschen. Dass es keine schnelle Auflösung gibt. Wer in Kirche Verantwortung trägt, steht genau in diesem Dazwischen. Und Erzbischof Dr. Udo Markus Bentz hat das treffend formuliert: „Die Untersuchung richtet den Blick auf einen belastenden Teil unserer Geschichte. Er gehört jedoch zur Wahrheit. Und die Betroffenen haben ein Recht auf diese Wahrheit.“ ●



IN DIESER AUSGABE



AKTIONSTAG

ZUSAMMEN:HALT auch im Netz!

SEITE 19



MISSBRAUCHS-STUDIE 2026

Das Ende des Schweigens

SEITE 4



ARMUT

»Ohne das Diakonische ist es nicht die Kirche Christi!«

SEITE 12



ZUKUNFT ERZBISTUM

GLAUBEN GEMEINSAM GESTALTEN

Im Podcast „Zukunft Erzbistum“ spricht Redakteur Tobias Schulte offen und ehrlich mit Menschen, die den Bistumsprozess gestalten.

PODCAST zur TRANSFORMATION

<https://bistumsprozess.de/podcast/>

Von Heike Meyer

Mit der Veröffentlichung der unabhängigen Studie „Sexuelle Gewalt an Minderjährigen im Erzbistum Paderborn“ ist im Aufarbeitungsprozess ein wichtiger Meilenstein erreicht: Was lange nur bruchstückhaft sichtbar war, liegt nun wissenschaftlich fundiert vor. Die kirchenhistorischen Einordnungen und zentralen Befunde werden in diesem Heft ausführlich dargestellt. An dieser Stelle möchte ich den Blick darauf richten, was diese Veröffentlichung für die Kommunikation in unserem Erzbistum bedeutet – und was jetzt gebraucht wird, damit aus Erkenntnis auch Sprachfähigkeit werden kann.

Aus der Linienverantwortung für Kommunikation heraus sehe ich darin eine klare Aufgabe: Informationen zugänglich zu machen, Orientierung zu geben, Worte anzubieten und Gespräche zu ermöglichen. Gerade bei einem Thema wie sexualisierter Gewalt darf Kommunikation nicht bei der Weitergabe von Fakten stehen bleiben. Sie muss helfen, Zusammenhänge zu verstehen, Fragen auszuhalten und Menschen miteinander ins Gespräch zu bringen. Kommunikation ist hier nicht nur Begleitung. Sie ist Teil der Verantwortung, die wir als Erzbistum tragen.

Auf die Veröffentlichung dieser Studie haben sich viele Verantwortliche und Mitarbeitende im Erzbistum intensiv vorbereitet. Es wurden Materialien erarbeitet, Dialogveranstaltungen vorbereitet, Ansprechwege gebündelt, Hilfs- und Beratungsangebote sichtbar gemacht und Unterstützung für Gespräche vor Ort organisiert. Dahinter stand die gemeinsame Überzeugung, dass Menschen mit dem, was diese Studie offenlegt, nicht allein bleiben dürfen. Eine solche Wahrheit kann man nicht veröffentlichen und dann einfach zur Tagesordnung übergehen.



Foto: shutterstock.com

»Orientierung geben, Worte anbieten und Gespräch ermöglichen!«

Was es nach der Veröffentlichung der Missbrauchsstudie braucht, damit aus Erkenntnis auch Sprachfähigkeit werden kann

Allen war dabei wichtig, die Menschen im Erzbistum in den Blick zu nehmen, die als Multiplikatoren jetzt besonders gefordert sind: die Pastoralteams. Verantwortliche in Gemeinden, Einrichtungen, Gremien. In den Diensten und in der Verwaltung. Im Hauptberuf und im Ehrenamt. Viele tun ihren Dienst ohnehin in anspruchsvollen Arbeitszusammenhängen, mitten in Veränderungsprozessen und unter hoher Verantwortung. In dieser Situation fordert die Studie mit ihren Fragen, Gesprächsbedarfen und Erwartungen zusätzlich.

Hinzu kommt, dass wir uns zwischen zwei Studien befinden: Die jetzt veröffentlichte Untersuchung richtet den Blick auf die Amtszeiten der Erzbischöfe Lorenz Jaeger und Johannes Joachim Degenhardt. Die Studie zur Amtszeit von Erzbischof Hans-Josef Becker wird im kom-

menden Jahr erwartet. Auch dieses Wissen, dass weitere Ergebnisse noch ausstehen, prägt die Situation, in der viele derzeit arbeiten und sich

engagieren. Aber: Wenn wir einen Wandel in unserer Organisationskultur wollen, dann ist dies der richtige Zeitpunkt.

Denn spätestens mit dem Wissen aus der Studie ist die Mauer des Schweigens durchbrochen. Jetzt muss daraus eine neue Gesprächskultur wachsen – in Teams und Gremien, in Pfarreien und Einrichtungen, in Schulen und Verbänden, überall dort, wo Kirche Menschen begegnet. Nicht ausweichend, nicht beschwichtigend, sondern klar, zugewandt und belastbar. Dieser Kulturwandel ist notwendig. Und er wird von der Bistumsleitung mit Nachdruck angestrebt und unterstützt. Erzbischof Dr. Udo Markus Bentz hat deutlich gemacht, dass der Auftrag, Licht ins Dunkel zu bringen, nicht an einzelnen Stellen stehen bleiben darf, sondern zu einer gemeinsamen Haltung werden muss.



Foto: Besim Mazhigi

Heike Meyer, Leiterin der Abteilung Kommunikation des Erzbistums Paderborn

● INHALT

WANDEL & CHANCEN

Editorial / Aktuelles	2
Missbrauchsstudie: Wie eine neue Gesprächskultur wachsen kann	
Geistlicher Impuls	3
Mit Ostern durch Zeiten der Verunsicherung – von Generalvikar Dr. Michael Bredeck	
Das Ende des Schweigens	4
Missbrauchsstudie: Ergebnisse und Einordnungen	
Verwaltungstransformation	6
Gespräch mit Sebastian Schrage, strategischer Programmleiter der Verwaltungstransformation	

Synodale Kirche	7
Was Synodalität für das Erzbistum Paderborn bedeutet	
Menschenfreundliche Netzwerke	8
Gesucht: Ehrenamtsförderinnen und -förderer für das Erzbistum	



»Die Liebe zu den Armen«	9
Papst Leo XIV. veröffentlicht sein erstes großes Lehrschreiben „Dilexite – über die Liebe zu den Armen“	
Armut im Erzbistum	10
Zahlen, Beispiele und Einschätzungen des Diözesan-Caritasverbandes	
Armut auf dem Land	11
Mitarbeitende der Caritasverbände und Engagierte vor Ort berichten	
»Ohne das Diakonische ist es nicht die Kirche Jesu Christi!«	12
Georg Karbowski lebt seit über 20 Jahren das Zusammenspiel von Glaube und Caritas	

ARMUT

Armut im Kita-Alltag	13
Wie die Kita St. Elisabeth in Neheim-Moosfelde Kinder und Eltern in prekären Situationen unterstützt	
Damit niemand allein bleibt	14
Zwei Projekte gegen eine stille Form von Armut: Einsamkeit	
Wenn der gesellschaftliche Friede unter Druck gerät	15
Msgr. Dr. Michael Menke-Peitzmeyer über Polarisierung, Teilhabe und christliche Werte in unruhigen Zeiten	
Termine 2026	16
Was passiert wo im Erzbistum?	

1000 GUTE GRÜNDE

YOUPAX Kids startet	17
Neues Kinderportal ab Herbst	
Mein guter Grund	18
Zwei Engagierte erzählen	
Aktionstag	19
ZUSAMMEN:HALT! auch im Netz	
Das gut organisierte Pfarrbüro	20
Wie funktioniert es?	
Kinderkirche	21
St. Marien in Herne-Baukau	
Wie tickt die Jugend?!	22
Erkenntnisse großer Jugendstudien	
Katholikentag 2028	24
Das Erzbistum Paderborn lädt ein	

»Mit Ostern durch Zeiten der Verunsicherung!«

Wie das Fest uns in diesem Jahr trotz allem Hoffnung gibt

VON GENERALVIKAR DR. MICHAEL BREDECK



„Geliebte, jetzt sind wir Kinder Gottes. Doch ist noch nicht offenbar geworden, was wir sein werden.“ (1 Joh 3,2)

Ostern im Erzbistum Paderborn in diesem Jahr – in welcher Stimmung lässt sich dieses Fest diesmal feiern? Zwei Themen, die vermutlich viele Menschen beschäftigen, sind für diese Frage bedeutsam. Da ist zum einen die Transformation von Pastoral und Verwaltung, die unser kirchliches Leben in den kommenden Jahren stark verändern wird. Viele von Ihnen verfolgen diesen Prozess mit Engagement und bringen sich ein, aber natürlich gibt es auch eine ganze Menge Fragen, Sorgen und auch Skepsis. Vor allem, wenn es konkreter wird: Wie wird das Leben in den neuen Seelsorgeräumen aussehen? Was geschieht mit meiner Kirche, meiner Gemeinde vor Ort? Wie wird sich das alles anfühlen, wenn Vertrautes sich verändert?

Zum anderen: Vor wenigen Wochen wurde die Missbrauchsstudie der Universität Paderborn über die Amtszeiten der Erzbischöfe Jaeger und Degenhardt (1941–2002) veröffentlicht. Sie hat offengelegt, wie die Erzbischöfe über Jahrzehnte hinweg im Umgang mit Missbrauch versagt haben. Die Betroffenen spielten keine Rolle, ihnen wurde nicht geglaubt, sie erhielten keinen Schutz. Die Studie zeigt auch, dass viele Menschen im Umfeld der Betroffenen, auch in den Gemeinden, dazu beigetragen haben, Missbrauchsbedingte allein zu lassen. Die Erkenntnisse sind erschütternd. Wir müssen alles daran setzen, dass sich solches Unrecht nicht wiederholt. All das und vieles weitere, was derzeit politisch, gesellschaftlich und weltweit geschieht, verunsichert. Was für ein Weg liegt vor uns? Und welchen Weg wird die Kirche gehen? Eines steht fest: Die Geschichte des

Missbrauchs und des Umgangs damit wird Teil unserer Bistums-geschichte bleiben und muss unser heutiges Handeln prägen. Gleichzeitig bringt die Transformation viele offene Fragen mit sich, die sich erst im Gehen des Weges weiter klären lassen. Jedenfalls wird die kirchliche Zukunft nicht in der Theorie realisiert.

Zu dieser Situation passt ein Vers aus dem ersten Johannesbrief. Der neutestamentliche Text entstand vermutlich gegen Ende des ersten Jahrhunderts. Auch damals lebten Christinnen und Christen in einer Phase der Verunsicherung, aus ganz anderen, aber sehr existenziellen Gründen. Die Generation der Menschen, die Jesus tatsächlich begegnet sind, war gestorben, in den Gemeinden kam es zu Konflikten und Spaltungen, und viele fragten sich, wie es mit ihrem Glauben weitergehen sollte. In diese Situation hinein schreibt der Autor:

„Geliebte, jetzt sind wir Kinder Gottes. Doch ist noch nicht offenbar geworden, was wir sein werden.“ (1 Joh 3,2)

Dieser Satz beschreibt eine Spannung. Einerseits sagt er etwas Klares über die Gegenwart: Wir sind schon Kinder Gottes. Diese Zusage gilt: Gott liebt uns so, wie Eltern ihre Kinder lieben – das hat er durch das Leben und Sterben und die Auferstehung Jesu kundgetan. Das Entscheidende, das Fundament für unseren Glauben, steht damit fest. Das kann weder durch Versagen noch durch Angst oder durch Menschen zerstört werden.

Aber gleichzeitig bleibt etwas offen. „Noch ist nicht offen-

Ostern bedeutet, dass eine neue Zukunft begonnen hat, auch wenn sie noch nicht vollständig sichtbar ist. Die Auferstehung Jesu ist wie der erste Schritt dieser neuen Zukunft.

bar geworden, was wir sein werden.“ Die Zukunft ist nicht fertig beschrieben, sondern noch verborgen. Das galt damals im 1. Jahrhundert nach Christus und es gilt auch heute, 2.000 Jahre später.



Foto: Besim Mazhijqi

Das ist nicht leicht auszuhalten. Gerade in Zeiten der Verunsicherung kann der Wunsch entstehen, schnelle Antworten auf offene Fragen zu bekommen oder alles über die Zukunft zu wissen. Aber so entstünde ein Glaube, der entmündigt, ein Glaube, in dem keine eigenen Entscheidungen und keine Suche nach dem eigenen Weg mehr notwendig sind. Ein Glaube, in dem keine persönliche Verantwortung übernommen wird. Ein solcher Glaube passt nicht zu jenem Gott, über den Jesus in der Bergpredigt gesprochen hat, wonach die Menschen selbst „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“ sein sollen (Mt 5,13–14).

Und so ist der Vers aus dem 1. Johannesbrief doch eine österliche Hoffnungsaussage. Er erinnert daran, dass Gott uns zutraut, unseren Weg zu ihm zu gehen und jenes Ziel zu erreichen, „an dem offenbar wird, was wir sein werden“. Der Satz macht auch klar, dass Gott den Menschen nicht aufgibt – dass seine Treue zu uns von Dauer ist. Die Spannung, die der Vers aus dem 1. Johannesbrief ausdrückt, kennzeichnet auch die österlichen Berichte aus den Evangelien. Auch hier gibt es etwas, was feststeht: Ostern bedeutet, dass eine neue Zukunft bereits begonnen hat, auch wenn sie noch nicht vollständig sichtbar ist. Die Auferstehung Jesu ist wie der erste Schritt dieser neuen Zukunft, ein Anfang, der sich erst nach und nach entfaltet.

Das heißt, es ist nicht alles sofort klar und eindeutig, sobald der Stein vom Grab weggerollt ist. Was die Auferstehung Jesu vor allem für das

eigene Leben bedeutet, auch das kann nicht theoretisch beschrieben werden, sondern das muss jeder und jede im eigenen Leben mit allem Auf und Ab und im Blick auf die Kirche mit allem Auf und Ab selbst erfahren. Auch die Jünger brauchten ihre Zeit, bis sie durch Begegnungen mit dem Auferstandenen wirklich begreifen konnten, was geschehen war – auf dem Weg nach Emmaus zum Beispiel oder am See von Tiberias, als der Auferstandene den Jüngern aufgibt, die Netze noch einmal auszuwerfen, gegen alle Vernunft und sogar gegen ihre Erfahrung.

Als Ortskirche von Paderborn werden wir unseren Weg unter den unsicheren Bedingungen der Gegenwart erst Schritt für Schritt ausbuchstabieren können. Was auf diesem Weg Auferstehung für uns bedeutet, worin wir ihre Kraft erfahren werden, das kann uns als ehrliche Frage begleiten und vielleicht sollten wir darüber auch offen sprechen. Worauf wir in jedem Fall vertrauen können: Unsere Geschichte ist nicht zu Ende erzählt. Was wir einmal sein werden, liegt noch vor uns. Gottes Möglichkeiten sind größer als das, was wir heute erkennen können. Vielleicht ist genau das die österliche Perspektive für diese Zeit: Nicht alles ist klar. Nicht alles ist schon sichtbar. Aber Gottes Zukunft ist größer als unsere Gegenwart. Oder mit den Worten des Johannesbriefes: „Jetzt sind wir Kinder Gottes. Doch noch ist nicht offenbar geworden, was wir sein werden.“ ●

Mehr Impulse für die Osterzeit finden Sie in dem Buch „50 Tage nach Ostern“: 50 Menschen aus dem Alten und Neuen Testament. 50 Impulse von Ostern bis Pfingsten. Mehr auf: <https://www.you-pax.de/50-wege-nach-ostern/>

wirzeit.

Wandel & Chancen

MISSBRAUCHSSTUDIE • VERWALTUNGSTRANSFORMATION • SYNODALE KIRCHE • ENGAGEMENTFÖRDERUNG

Das Ende des Schweigens

Mit Veröffentlichung der Missbrauchsstudie hat ein neues Sprechen im Erzbistum Paderborn begonnen

Von Dr. Claudia Nieser

Viel zu lange wurde zu wenig darüber gesprochen, was in den Jahren von 1941 bis 2002 geschehen ist. Zwar war bekannt, dass es im Erzbistum Paderborn in diesem Zeitraum, den Amtszeiten der Erzbischöfe Johannes Joachim Degenhardt und Lorenz Jaeger, Fälle von Missbrauch und auch Vertuschung gegeben hat. Als Konsequenz hat das Erzbistum Paderborn Strukturen geschaffen, um das Geschehen aufzuarbeiten. Es entstand auch ein neuer Umgang mit Betroffenen und die Etablierung konsequenter Verfahren bei Hinweisen auf sexuellen Missbrauch. Prävention und Aufarbeitung wurden massiv ausgebaut. Doch für ein wirkliches Gespräch fehlte bisher eines: ein verlässliches Gesamtbild. Für die Menschen im Erzbistum Paderborn blieb vieles bruchstückhaft, verstreut, schwer einzuordnen. Damit blieb auch das Sprechen darüber unsicher. Das hat sich seit dem 12. März 2026 grundlegend verändert, mit der Veröffentlichung der unabhängigen

Studie der Universität Paderborn „Sexuelle Gewalt an Minderjährigen im Erzbistum Paderborn. Eine historische Untersuchung“. Damit liegt nun erstmals ein wissenschaftlich fundiertes Gesamtbild vor. Die Studie macht sichtbar, was zwischen 1941 und 2002 geschehen ist, und schafft damit ein Fundament, auf dem anders gesprochen werden kann als zuvor: klar, überprüfbar, faktenbasiert und nicht mehr zurücknehmbar. Das Sprechen kann nun neu beginnen. Anfanghaft ist das in den vergangenen Wochen bereits geschehen – und es liegt eine Chance darin.

Das Gesamtbild

Doch am Anfang von allem steht der Blick auf die Ergebnisse der Studie und damit das tatsächliche Ausmaß des Leids, das Kinder und Jugendliche erleben mussten. Die Zahlen erschüttern zutiefst. Für den Zeitraum von 1941 bis 2002 identifizierte die Studie 489 Betroffene. Außerdem gibt es 210 beschuldigte Kleriker. Doch die Studie zeigt noch viel mehr: die Schuld, die die Bistumsleitungen in diesem Zeitraum auf sich geladen

Der mit den Dialogveranstaltungen eingeschlagene Weg des offenen Austauschs, der nichts verschweigt und alle Emotionen zulässt, muss weitergegangen werden. Das neue Sprechen muss bleiben.

haben, durch Wegsehen, Unterlassen und das bewusste Schützen der Beschuldigten. Sie zeigt auch, wie diese Bistumsleitungen Betroffene unter Druck setzten, die Vorwürfe nicht anzuzeigen, und so verhinderten, dass die Wahrheit ans Licht kommen konnte. Und sie zeigt, dass das weitere Umfeld die so entstehende Wagenburgmentalität verstärkte, indem Betroffene, die darüber sprechen



An den drei Dialogveranstaltungen nahmen rund 1.000 Menschen teil

Foto: Besim Mazhijq

wollten, ausgegrenzt wurden. Das Schweigen hatte System und dieses System ist nun sichtbar geworden.

Dialogveranstaltungen: Die Wahrheit bekommt Raum

Die Studie dokumentiert, was geschehen ist, in allen Einzelheiten. Das Sprechen darüber kann jetzt überall beginnen und es fand be-

reits öffentlich statt: Das Erzbistum Paderborn lud zu verschiedenen Austauschformaten ein, vor allem zu drei Dialogveranstaltungen für Engagierte und Interessierte in Dortmund, Schmallenberg und Rheda-Wiedenbrück (15. bis 17. März), an denen insgesamt rund 1.000 Menschen teilnahmen. Dem Dialog stellten sich Erzbischof Dr. Udo Markus Bentz, die Generalvikare Dr. Michael

»Jetzt steht schwarz auf weiß, was uns passiert ist!«

Burkhardt Stutenz aus dem Vorstand der Unabhängigen Betroffenenvertretung im Erzbistum Paderborn e. V., nahm an der Dialogveranstaltung in Schmallenberg teil, zu der 500 Menschen gekommen waren. Direkt im Anschluss äußerte er sich zu seinen Eindrücken und der Bedeutung der Studie

Von Nadja Ikonomopulos

Wie haben Sie den heutigen Abend hier in Schmallenberg erlebt?

Ich war ehrlich gesagt positiv überrascht von der großen Resonanz. Ich hatte mich eher auf einen Stuhlkreis mit 20 Leuten eingestellt. Dass so viele Menschen gekommen sind, zeigt, wie groß das Interesse ist. Gleichzeitig habe ich den Abend als sehr gut vorbereitet erlebt – das trägt viel zur Qualität solcher Gespräche bei. Was mich besonders bewegt hat: Die Atmosphäre war offen. Ich hatte erst die Sorge, dass wir vielleicht „gegrillt“ werden, aber das war nicht der Fall. Es wurden be-

rechtigte Fragen gestellt – und sie wurden auch beantwortet.

Welche Ergebnisse der Studie sind für Sie besonders relevant?

Für mich hat die Studie vor allem eine Dimension sichtbar gemacht. Wenn Sie die Zahl der Betroffenen mit der Dauer und Häufigkeit der Taten multiplizieren, dann sprechen wir von insgesamt mehreren Tausend Übergriffen. Ein zweiter wichtiger Punkt ist die Bestätigung. Ich habe mich in Teilen der Studie unmittelbar wiedergefunden – etwa bei der Beschreibung, wie Täter Vertrauen ausgenutzt haben. Das steht jetzt schwarz auf weiß in der Studie.



Foto: Thomas Throenie

Wir müssen es nicht mehr erklären. Das verändert etwas. Jetzt glauben sie uns – und dann glauben sie auch mir.

Was wünschen Sie sich für den zukünftigen Umgang mit den Studienergebnissen?

Aus meiner Sicht braucht es jetzt konkrete Schritte – vor allem für die Betroffenen. Es gibt bereits Angebote, aber es gibt auch noch Lücken. Ein Beispiel sind Räume für Austausch. Es braucht Orte, an denen Betroffene und ihre Familien miteinander reden können. Das kann eine Art regelmäßiges Treffen sein, begleitet von Fachleuten. Wichtig ist auch, dass wir aktiver auf Menschen zugehen. Es reicht nicht zu hoffen, dass sich jemand meldet – man muss Möglichkeiten schaffen, die den Zugang erleichtern. Und: Die Ver-

fahren zur Anerkennung von Leid müssen weiterentwickelt werden. Da gibt es aus Sicht vieler Betroffener noch Verbesserungsbedarf.

Was nehmen Sie aus dem heutigen Austausch persönlich mit?

Für mich war es ein sehr emotionaler Abend. Besonders berührend war die Reaktion der Menschen. Wenn man Applaus bekommt – da kommen mir die Tränen. Ich habe den Eindruck, dass viele bereit sind, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen. Und dass sich etwas verändert. Das gibt Hoffnung – auch wenn der Weg noch lang ist.

Brecke und Thomas Dornseifer sowie Thomas Wendland, Interventionsbeauftragter des Erzbistums. Auch Mitglieder aus dem Vorstand der Betroffenenvertretung waren Teil des Podiums.

Dieses neue Sprechen, das zeigte sich auf den Veranstaltungen schnell, ist nicht nüchtern und neutral. Gefühle brachen sich Bahn. Entsetzen, Wut, Trauer, Betroffenheit, aber auch zugleich eine leise Form der Genugtuung. Denn endlich wurde ausgesprochen, was viel zu lange nicht ausgesprochen werden durfte. Die Wagenburg ist Geschichte, stattdessen bekommt die Wahrheit Raum. „Man glaubt uns jetzt“, war mehrfach vonseiten der Betroffenen zu hören. „Wir haben immer die Wahrheit gesagt.“

Der Beginn einer neuen Erzählkultur

Auf dieser Grundlage wurde auf den Dialogveranstaltungen anfanghaft erkennbar, wie das Sprechen sich wandelt, wenn die Wahrheit auf dem Tisch liegt. Wenn jahrzehntelang Verdrängtes nicht weiter im Dunkeln vor sich hin gärt und sein Gift weiter in die Zukunft tragen kann – so drückte es Erzbischof Dr. Udo Markus Bentz aus. Bistumsleitung, Betroffene und viele Engagierte kamen offen und ehrlich miteinander ins Gespräch. Alles konnte gesagt werden: die persönliche Verunsicherung, die Empörung und Fassungslosigkeit der Zuhörerinnen und Zuhörer; die Übernahme von Verantwortung für das Versagen der Kirche durch die Bistumsleitung um Erzbischof Dr. Udo Markus Bentz und das Versprechen, das Geschehen weiterhin konsequent aufzuarbeiten; vor allem aber die Zeugnisse der Betroffenen, die deutlich machten, was es heißt, trotz erlittenen Leids als unglaublich zu gelten und von Kirche und Gesellschaft als Störfaktor wahrgenommen zu werden. Ihre Schicksale bekamen durch die Dialogveranstaltungen für viele Menschen im Erzbistum Stimme und Gesicht. Großveranstaltungen wie in Dortmund, Schmalleben und Rheda-Wiedenbrück werden sicher die Ausnahme bleiben. Im Sinne einer neuen Erzählkultur muss das Gespräch jedoch weitergehen, nicht nur auf Ebene des Erzbistums, sondern auch vor Ort in den Gemeinden und Einrichtungen. Genau das forderte Erzbischof Dr. Udo Markus Bentz ein: „Wir können und wollen die Menschen mit den Ergebnissen der Studie nicht allein lassen“, sagte er und formulierte die Erwartung an

die pastoralen Mitarbeitenden, ihre Gemeinde zu der Thematik zu begleiten. „Eine Tabuisierung hat über Jahrzehnte stattgefunden, jetzt nicht mehr“, so der Erzbischof, der zugleich allen Versuchen, die Studie zu relativieren oder die dort gewonnenen Erkenntnisse anzuzweifeln, eine klare Absage erteilte.

Einladung an Betroffene im Dunkeln

Geäußert wurde auf den Dialogveranstaltungen auch die Hoffnung, dass eine immer stärker wachsende neue Erzählkultur auch jenen Betroffenen helfen kann, die sich mit ihrer Geschichte bisher noch niemandem anvertraut haben. Denn auch das gehört zur Wahrheit: Die Studie hat das sogenannte Hellfeld erforscht, das durch mehrere tausend Personal- und Sachakten des Erzbistums sowie rund 80 geführte Interviews mit Betroffenen, Zeitzeugen und Mitarbeitenden im Generalvikariat zugänglich war, aber noch nicht das Dunkelfeld. Es muss also davon ausgegangen werden, dass es immer noch Menschen gibt, die das Erlebte nach wie vor ganz allein mit sich herumtragen und es noch nicht einmal dem eigenen Ehepartner erzählen können. Betroffene auf den Dialogveranstaltungen schilderten selbst, wie schwer es ihnen fiel, sich den nächsten Angehörigen anzuvertrauen.

Von den Dialogveranstaltungen ging daher die deutliche Einladung aus, sich zu melden und sich gegebenenfalls auch helfen zu lassen – durch die Betroffenenvertretung oder die vom Erzbistum geschaffenen Strukturen und Hilfsangebote. Die Einladung scheint zu wirken: Reinhold Harnisch aus dem Vorstand der Betroffenenvertretung berichtete, dass sich schon kurz nach der Veröffentlichung weitere Betroffene bei ihm gemeldet hätten. Die unabhängigen Ansprechpersonen erhielten bis Ende März vier Meldungen.

Auch bei der Interventionsstelle des Erzbistums gingen Rückmeldungen ein, 40 waren es knapp zwei Wochen nach Veröffentlichung der Studie. Die Meldungen umfassen allgemeine Nachfragen zu Sachthemen und Meldewegen, auch im Kontext nicht kirchlichen Missbrauchs, sowie Nachfragen zu möglichen Betroffenen aus dem familiären Umfeld. Aber auch Beschuldigungen gingen ein, sowohl Neumeldungen als auch Vorwürfe im Zusammenhang mit bereits bekannten Fällen. Weitere Anfragen betrafen die Situation in einzelnen Kirchengemeinden. Mit mehreren Personen, die sich ge-

Zentrale Erkenntnisse der Missbrauchsstudie



Foto: Besim Mazhiqi

Rund 730 Seiten umfasst die unabhängige Studie „Sexuelle Gewalt an Minderjährigen im Erzbistum Paderborn“. Wir haben die zentralen Erkenntnisse zusammengefasst:

Die bekannten Fälle sind nur ein Teil des Geschehens

Die Studie identifiziert Hinweise auf 489 Betroffene und 210 beschuldigte Kleriker. Gleichzeitig wird deutlich, dass es ein Dunkelfeld gibt und die tatsächliche Zahl höher liegen dürfte.

Wissen in der Bistumsleitung vorhanden

Die Verantwortlichen wussten von Vorwürfen. Missbrauch wurde jedoch häufig nicht als schwere Straftat, sondern als disziplinarisches Problem oder „Fehlverhalten“ eingeordnet.

Schutz der Institution hatte Vorrang

Das Vermeiden von Skandalen stand oft über dem Schutz der Betroffenen. Maßnahmen wurden meist erst ergriffen, wenn öffentlicher Druck oder staatliche Ermittlungen drohten.

Versetzungen statt konsequenter Maßnahmen

Beschuldigte Priester wurden häufig versetzt und blieben im pastoralen Dienst. Schutzmaßnahmen für mögliche weitere Betroffene waren oft unzureichend.

„Heilen statt Strafen“ als Leitlogik

Im Umfeld des Zweiten Vatikanischen Konzils wurden Beschuldigte zunehmend therapeu-

tisch begleitet statt sanktioniert. Vorwürfe wurden verharmlost und als „Einzelfälle“ oder persönliche Schwächen gedeutet.

Systemisches Versagen in der Leitung

Fehlende klare Zuständigkeiten, gebündelte Macht beim Erzbischof und mangelnde Transparenz führten zu einem „Verantwortungsvakuum“.

Hohe Verletzlichkeit der Betroffenen

Kinder und Jugendliche waren durch mangelnde Aufklärung, starke Autoritätsstrukturen und religiöse Prägung besonders schutzlos. Beschuldigte nutzten gezielt kirchliche Räume und Beziehungen aus.

Schweigen und soziale Isolation

Betroffene erlebten häufig Schuldgefühle, Scham und Sprachlosigkeit. Gleichzeitig wurden sie im sozialen Umfeld oft nicht unterstützt oder sogar ausgegrenzt.

Gemeinden als Teil des Problems

In vielen Fällen stellten sich Gemeinden hinter beschuldigte Priester. Loyalität zur Institution überwog, Betroffene wurden nicht selten isoliert oder unter Druck gesetzt.

Versagen auf mehreren Ebenen

Die Studie zeigt, dass Missbrauch nicht nur individuelles Fehlverhalten war, sondern durch kirchliche Strukturen, Machtverhältnisse und ein bestimmtes Priesterbild begünstigt wurde.

meldet haben, stehen bereits Gespräche an oder befinden sich in konkreter Planung.

Im Zusammenhang mit dem Dunkelfeld rückte die Betroffenenvertretung auch die sogenannten Sekundärbetroffenen ins Licht, also das nähere Umfeld der Betroffenen: Ehepartnerinnen und -partner, Kinder, Familie, Freundinnen und Freunde, Nachbarn. Auch sie haben in unterschiedlicher Weise unter dem Missbrauch gelitten, auch sie sollen einbezogen sein in den Weg der Unterstützung und Aufarbeitung, damit sie die Traumata nicht weiter mittragen.

Es ist noch längst nicht alles gut. Aber es ist ein Anfang

Es ist also noch längst nicht alles gut, auch wenn die Mauer des Schweigens durchbrochen und das Geschehen nun in der Welt ist. „Wir stehen

erst am Anfang“, sagte Reinhold Harnisch von der Betroffenenvertretung. „Es gehört nun zu unserer Geschichte“, sagte Erzbischof Dr. Udo Markus Bentz, der es kurz nach dem Erscheinen der Studie übernommen hatte, im Namen der Kirche von Paderborn um Verzeihung zu bitten für das Unrecht, das geschehen ist – im Wissen darum, dass viele auf eine solche Entschuldigung warten, andere sie dagegen nicht hören wollen.

Trotzdem steht fest: Der mit den Dialogveranstaltungen eingeschlagene Weg des offenen Austauschs, der nichts verschweigt und alle Emotionen zulässt, muss weitergegangen werden. Das neue Sprechen, bei dem Wahrheit nicht mehr verdrängt ist, muss bleiben. Denn nur so kann verhindert werden, dass sich das, was geschehen ist, nicht wiederholt. Das Ende des Schweigens ist kein Schlussstrich. Es ist der Anfang. ●



Foto: Besim Mazhiqi

Eine Broschüre mit Übersichten, Anlaufstellen und Hilfsangeboten ist im Online-Shop des Erzbistums erhältlich: <https://shop.erzbistum-paderborn.de/>

INFORMATIONEN

- Die Studie „Sexuelle Gewalt an Minderjährigen im Erzbistum Paderborn“ als PDF: [Sexuelle Gewalt an Minderjährigen im Erzbistum Paderborn](https://erzbistum-paderborn.de/aktuelles)



- Weitere Informationen finden Sie auf diesen Themenseiten: Aktuelle Infos zur Studie: <https://erzbistum-paderborn.de/aktuelles>

Infos zur Aufarbeitung: www.erzbistum-paderborn.de/aufarbeitung



Foto: freepik.com

»Wir müssen Verwaltung neu denken!«

Ein Gespräch mit Sebastian Schrage, strategischer Programmleiter der Verwaltungstransformation

Von Nadja Ikonopoulos

Die Verwaltung im Erzbistum Paderborn befindet sich mitten in einem umfassenden Transformationsprozess. Aus den drei Gemeindeverbänden OWL, Mitte und Ruhr sowie dem Erzbischöflichen Generalvikariat soll eine gemeinsame Bistumsverwaltung entstehen. Fachlichkeit soll gebündelt, Strukturen gestärkt und Engagierte vor Ort besser unterstützt werden. Sebastian Schrage, Geschäftsführer des Gemeindeverbands Mitte und strategischer Programmleiter der Verwaltungstransformation, erläutert im Gespräch, warum Veränderung notwendig ist, welche Chancen darin

liegen – und weshalb dieser Prozess auch eine geistliche Dimension hat.

Herr Schrage, was hat Sie persönlich motiviert, Verantwortung für die strategische Entwicklung im Transformationsprozess zu übernehmen?

Ich habe in den letzten Jahren im Gemeindeverband sehr konkret erlebt, wie stark unsere Verwaltungsstrukturen unter Druck geraten sind – personell, fachlich und organisatorisch. Zugleich habe ich unglaublich engagierte Menschen kennengelernt, die trotz allem Verantwortung übernehmen.

Für mich wurde irgendwann deutlich: Wir können das Bestehende nicht einfach irgendwie weiterziehen. Wir müssen es neu denken. Verantwortung in der strategischen Programmleitung zu übernehmen, bedeutet für mich deshalb, nicht nur über Veränderung zu reden, sondern sie aktiv mitzugestalten – auch wenn sie unbequem ist.

Was macht eigentlich eine strategische Programmleitung?

Strategische Programmleitung heißt für mich vor allem, den Überblick zu behalten – nicht in jedes Detail einzusteigen, aber die Richtung im Blick zu halten. Wo verlieren wir uns in Einzelthemen? Wo widersprechen sich Entscheidungen? Wo brauchen wir Klarheit? Ich verstehe unsere Rolle ein wenig wie die eines Lotsen: Wir steuern das Schiff nicht allein, aber wir achten darauf, dass wir im Fahrwasser bleiben.

Wenn Prozesse klar sind, Zuständigkeiten eindeutig geregelt und Expertise gebündelt wird, entsteht Freiraum. Freiraum für pastorale Themen, für Begegnung und für das, was Kirche im Kern ausmacht.

Wie gelingt Ihnen der Perspektivwechsel zwischen Ihrer Rolle als Geschäftsführer im Gemeindeverband und der strategischen Programmleitung?

Das ist eine Herausforderung. Als Geschäftsführer trage ich Verantwortung für konkrete Organisation, Personal und Finanzen. In der strategischen Rolle muss ich stärker vom Gesamtsystem her denken – auch dann, wenn einzelne Entscheidungen für „meinen“ Verwaltungsbereich nicht nur Vorteile bringen. Mir hilft dabei eine klare innere Haltung: Ich bin nicht Vertreter eines Standortinteresses, sondern Mitverantwortlicher für das Ganze.

Gibt es biblische Bilder oder Erfahrungen, die Sie im Prozess begleiten?

Mich begleitet das Bild des Aufbruchs in der Wüste. Die Wüste steht in der Bibel nie nur für Entbehrung – sie ist auch ein Ort der Klärung. Alte Sicherheiten fallen weg, neue Wege entstehen. Ich glaube, wir erleben gerade eine ähnliche Phase.

Nicht alles ist bequem. Aber es ist eine ehrliche Auseinandersetzung mit der Frage: Wie wollen wir Kirche in Zukunft organisieren?

Welche Stimmungen begegnen Ihnen derzeit im Erzbistum?

In Gesprächen mit Mitarbeitenden und Engagierten erlebe ich oft zwei Gefühle gleichzeitig: Sorge und Verantwortung. Es gibt Sorge vor Distanz – die Sorge, dass gewachsene Beziehungen verloren gehen könnten. Gleichzeitig gibt es den starken Wunsch, dass Strukturen professioneller, klarer und verlässlicher werden. Viele sagen: „Wir verstehen, dass sich etwas ändern muss – aber bitte nicht über unsere Köpfe hinweg.“ Das ist für mich ein zentraler Auftrag.

Welche Sorgen und Hoffnungen verbinden Mitarbeitende mit „ihrem“ Gemeindeverband?

Gemeindeverbände sind für viele mehr als eine Verwaltungseinheit. Sie stehen für vertraute Wege, bekannte Ansprechpersonen und kurze Abstimmungen. Die Sorge ist oft: Wird alles größer, anonym, weiter weg? Und was passiert mit mir und meiner Aufgabe?

Gleichzeitig gibt es auch Hoffnung, nämlich dass die Strukturen stabiler werden, dass Prozesse nicht mehr an einzelnen Personen hängen und dass Fachlichkeit besser gebündelt wird.

Ich glaube, wir müssen die gewachsene Identität wertschätzen und gleichzeitig den Mut haben, Strukturen weiterzuentwickeln.

Wo steht die Verwaltungstransformation aktuell?

Wir befinden uns mitten in der Phase der Konkretisierung und der Umsetzungsplanung. Zielbilder werden beschrieben, Verantwortlichkeiten definiert und neue Prozesse entwickelt. Das ist wahrscheinlich die anspruchsvollste Phase, weil sie Geduld braucht.

Was waren für Sie bisher wichtige Meilensteine?

Ein Meilenstein war für mich weniger ein Beschluss als ein Perspektivwechsel: der Moment, in dem deutlich wurde, dass es nicht um „Zentralisierung“ geht, sondern um Zukunftssicherung. Strukturell haben wir Modelle entwickelt und Verantwortungsbereiche neu geordnet. Aber der eigentliche Meilenstein ist das wachsende gemeinsame Verständnis für diesen Weg.

Die Verwaltungstransformation soll Engagierte vor Ort entlasten. Wie ist das gemeint?

Ich erinnere mich an ein Gespräch mit einem Kirchenvorstandsmitglied, das sagte: „Ich wollte Verantwortung übernehmen – aber nicht Paragraphen studieren.“ Genau darum geht es. Verantwortung bleibt vor Ort, aber sie wird fachlich unterstützt. Wenn Prozesse klar sind, Zuständigkeiten eindeutig geregelt und Expertise gebündelt wird, entsteht Freiraum. Freiraum für pastorale Themen, für Begegnung und für das, was Kirche im Kern ausmacht. Entlastung heißt deshalb nicht weniger Verantwortung, sondern bessere Rahmenbedingungen.

Wo berührt dieser Prozess für Sie persönlich den Glauben?

Für mich steht dahinter eine grundlegende Frage: Vertrauen wir darauf, dass Kirche mehr ist als ihre Struktur? Strukturen verändern sich – historisch war das immer so. Der Auftrag bleibt. Ich sehe die Transformation deshalb als einen Akt der Verantwortung: Wir ordnen das Organisatorische neu, damit der pastorale Auftrag künftig tragfähig bleibt.

Woran würden Sie in zehn Jahren festmachen, dass die Transformation gelungen ist?

Wenn wir nicht mehr über die Struktur diskutieren, weil sie selbstverständlich funktioniert. Wenn Mitarbeitende Klarheit über ihre Rollen haben. Wenn Engagierte sagen: „Wir fühlen uns unterstützt.“ Und wenn wir trotz knapper Ressourcen handlungsfähig geblieben sind. Dann war es die Mühe wert. ●

Vielen Dank für das Gespräch.



Foto: Gemeindeverband Mitte

Sebastian Schrage, Geschäftsführer des Gemeindeverbands Mitte und strategischer Programmleiter der Verwaltungstransformation

Von Nadja Ikonopoulou

Papst Franziskus sprach immer wieder von einer „synodalen Kirche“ – einer Kirche, die im Heiligen Geist gemeinschaftlich unterwegs ist und in der Entscheidungen nicht allein und einsam, sondern im Hören aufeinander getroffen werden. „Damit hat der Papst einen entscheidenden Akzent gesetzt: Er hat nicht nur über synodale Prozesse gesprochen, sondern Kirche selbst als synodal verstanden“, erklärt Weihbischof Josef Holtkotte. Franziskus' Nachfolger, Papst Leo XIV., führe diesen Weg weiter. Das zeigt: Synodalität ist kein kurzfristiges Reformprojekt, sondern ein dauerhafter Weg für die Kirche weltweit.

In Deutschland wurde dieser Weg mit dem Synodalen Weg beschritten, der Ende Januar mit der sechsten und letzten Synodalversammlung formell abgeschlossen wurde. „Das gemeinsame, synodale Unterwegssein endet aber nicht mit der letzten Synodalversammlung“, sagt Weihbischof Josef Holtkotte. „Es geht jetzt darum, dass das, was dort angestoßen und erarbeitet wurde, vor Ort weitergetragen wird.“ Der Blick richte sich also nun stärker auf die Umsetzung in den einzelnen Bistümern. Auch im Erzbistum Paderborn stellt sich die Frage, wie synodale Impulse weitergeführt werden können – etwa im Zusammenhang mit dem Transformationsprozess, den neuen Seelsorgeräumen und dem neu aufgestellten Diözesanpastoralrat.

Synodalität bringt mehr Verbindlichkeit

Für Weihbischof Josef Holtkotte ist klar: Synodales Handeln hat nicht erst mit dem Synodalen Weg begonnen. „Ich habe viele Priester und andere Verantwortliche erlebt, die schon immer so gehandelt haben – im Gespräch mit den Menschen, den Gremien, im Hören aufeinander. Aber durch die Beschäftigung mit dem Begriff ist jetzt eine größere Verbindlichkeit entstanden. Wege werden bewusster beschrieben und Verfahren klarer gestaltet. Es geht nicht mehr nur darum, Meinungen



Viele Debatten über Zuständigkeiten, Ressourcen oder pastorale Schwerpunkte sind letztlich synodale Fragen: Wer wird beteiligt? Wer übernimmt Verantwortung? Wie entstehen Entscheidungen?

Weihbischof Josef Holtkotte nahm persönlich an der sechsten und letzten Synodalversammlung vom 29. bis 31. Januar 2026 in Stuttgart teil

Auf dem Weg zu einer synodalen Kirche

Was Synodalität für das Erzbistum Paderborn bedeutet – ein Gespräch mit Weihbischof Josef Holtkotte

Foto: Besim Mazhijq

anzuhören und danach einfach weiterzumachen. Es soll sichtbar werden, dass unterschiedliche Einschätzungen und Voten Gewicht haben und in Entscheidungen einfließen.“ Dieser Weg sei nicht immer einfach: „Synodale Wege sind mühsam – wie demokratische Wege auch. Man muss diskutieren, abwägen und auch Spannungen aushalten. Aber genau darin liegt auch eine Stärke – weil Entscheidungen aus einem breiteren Spektrum von Erfahrungen und Perspektiven entstehen.“

„Die Leute merken sehr genau, wie einer mit ihnen umgeht“

Ob der Synodale Weg für die Menschen in den Pastoralen Räumen tatsächlich eine große Rolle spielt, sieht Weihbischof Josef Holtkotte differenziert. „Für manche ja, für manche nein. Wenn ich sage: Ich habe vor Ort nicht so viel Resonanz gespürt, dann kann man schnell folgern: Das interessiert die Menschen offenbar nicht. Man kann aber auch fragen: Ist das Thema angesprochen worden? Wurde in den Gremien darüber beraten?“ Synodalität zeige sich aus der Sicht des Weihbischofs ohnehin nicht nur in großen Debatten oder Beschlüssen.

„Die Menschen merken sehr genau, wie einer mit ihnen umgeht. Ob je-

mand wirklich zuhört. Ob Rückmeldungen ernst genommen werden. Oder ob Entscheidungen im Grunde schon feststehen.“ Gerade für Menschen, die sich ehrenamtlich engagieren, sei diese synodale Erfahrung entscheidend – auch wenn sie sie selbst vielleicht nicht als synodal beschreiben.

Die künftige Rolle des Diözesanpastoralrates

Ein Beispiel für die wachsende Verbindlichkeit eines synodalen Miteinanders sieht Weihbischof Holtkotte im neu aufgestellten Diözesanpastoralrat. „Es soll eben nicht mehr

so sein, dass einer am Ende einfach sagt, wo es langgeht. Wir müssen miteinander so lange unterwegs bleiben, bis wir zu einem Ergebnis kommen. Das wirklich mitgetragen wird.“ Das ist eine veränderte Kultur des Zuhörens, des Verstehens und der Entscheidungsfindung.

Synodalität und der Transformationsprozess

Auch der Transformationsprozess hängt für Weihbischof Holtkotte eng mit dem Thema Synodalität zusammen. „Viele Debatten über Zuständigkeiten, Ressourcen oder pastorale Schwerpunkte sind letztlich synodale Fragen: Wer wird beteiligt? Wer übernimmt Verantwortung? Wie entstehen Entscheidungen?“ Für Ehrenamtliche liege darin eine Chance für mehr Beteiligung und mehr Verantwortung. „Nicht: Ihr dürft jetzt etwas machen, weil wir zu wenige Hauptamtliche haben. Sondern: Weil ihr Charisma habt, weil ihr etwas einbringen könnt und weil dies Qualität hat, gestaltet ihr Kirche vor Ort.“ Das sei ein wichtiger Perspektivwechsel, so Weihbischof Josef Holtkotte. Nicht der Mangel stehe im Mittelpunkt, sondern die Frage, wie Kirche mit den Gaben der Menschen vor Ort gestaltet werden kann.

Kirche wird sich verändern – aber das ist nicht nur Verlust

Die Veränderungen in der Kirche lösen bei vielen Menschen Sorgen aus – das nimmt auch Weihbischof Josef Holtkotte wahr. „Kirche wird sich verändern, das ist so“, sagt er. „Aber es gibt immer noch viele Menschen, die ihren Glauben leben und sich einbringen wollen. In einem synodalen Miteinander ist das gut möglich. Es hängt viel davon ab, ob Menschen diese positive Erfahrung machen können.“ Für den Weihbischof ist Synodalität deshalb kein Nebenthema. „Es geht darum, dass das vor Ort weitergetragen wird. Synodalität muss sichtbar und erfahrbar werden – in Strukturen, aber genauso im konkreten Umgang miteinander.“ ●

Synodalität als Einladung zur Erweiterung der Perspektive

Philip Sonntag aus Delbrück ist Mitglied im Kirchensteuerrat und Diözesanpastoralrat des Erzbistums

Von Dirk Lankowski

Was heißt es, an einer synodalen Kirche mitzuwirken? Für Philip Sonntag ist die Antwort darauf eng mit seinem eigenen Engagement und mit der Suche nach neuen Formen von Kirche verbunden.

Seit einigen Jahren arbeitet der 33-Jährige im Kirchenvorstand seiner Pfarrei mit. Eine Aufgabe, die er bewusst und gern übernommen hat. Zugleich ist ihm deutlich geworden, dass die Arbeit auf dieser Ebene auch Gren-

zen hat. „Ich wollte mein Engagement nicht aufgeben“, beschreibt er seine Motivation, „aber ich habe gespürt, dass ich darüber hinaus denken muss.“ Deshalb hat er den Schritt in überregionale Gremien gewagt und sich in den Kirchensteuerrat wählen lassen. Und von dort aus folgte die Delegation in den Diözesanpastoralrat. Sein Ziel: Themen, die auf diözesaner Ebene verhandelt werden, vor Ort sichtbar zu machen, und zugleich Erfahrungen aus der Gemeinde in größere Zusammenhänge auf Bistumsebene einzubringen. Im Blick auf Synodalität betritt Sonntag

dabei Neuland. Kirche hat er bislang vor allem als hierarchisch geprägt erlebt. Synodale Prozesse versteht er deshalb als Einladung, diese Perspektive zu erweitern. „Für mich ist Synodalität eine Einladung, stärker gemeinsam zu hören, zu beraten und Verantwortung zu teilen. Synodalität bedeutet, über den eigenen Kirchturm hinauszuschauen“, sagt er. Gerade auf Ebene der Kirchenvorstände wünscht er sich, dass lokale Ängste, etwa vor Veränderung oder vor dem Verlust eigener Gestaltungsspielräume, überwunden werden. Stattdessen brauche es ein Grund-

vertrauen in die Kirche als Ganze und in die gemeinsame Verantwortung aller Gläubigen. Dass dieses Engagement Zeit kostet, verschweigt Philip Sonntag nicht. Doch für ihn steckt dahinter mehr als eine Frage von Verfügbarkeit. Zeit werde von Generation zu Generation unterschiedlich verstanden und gelebt. Die ältere Generation habe durch ihr Engagement viel aufgebaut und geprägt. Zugleich stehen jüngere Menschen vor der Aufgabe, ihren eigenen Zugang zum Glauben in einer veränderten Gegenwart zu finden. Für Philip Sonntag geht es

deshalb um ein neues Miteinander der Zeiten: die gewachsene Erfahrung wertschätzen und gleichzeitig Räume eröffnen, in denen Menschen ihren Glauben heute und künftig gestalten können. Darin sieht er eine Chance, auch über Kirche hinaus. „Wenn es gelingt, unterschiedliche Perspektiven zusammenzubringen und in einen echten Dialog zu führen, kann Synodalität mehr sein als ein innerkirchlicher Prozess.“ Für Philip Sonntag wird sie dann zu einer Haltung: gemeinsam hören, voneinander lernen und Glauben im Hier und Jetzt glaubwürdig leben.

wirzeit. Armut

ZAHLEN UND ENTWICKLUNGEN IM ERZBISTUM • ARMUT AUF DEM LAND • KINDERARMUT

Von Dr. Claudia Nieser

Gleich zu Beginn seiner Bergpredigt stellt Jesus die Armen in den Mittelpunkt: „Selig, die arm sind vor Gott; denn ihnen gehört das Himmelreich“ (Mt 5,3), lautet die erste der berühmten Seligpreisungen, mit denen er seine Rede eröffnet. Es ist nicht das einzige Mal in den Evangelien, dass Jesus seine besondere Nähe zu den Armen ausdrückt. Vor allem in seinen Gleichnissen beschreibt er immer wieder, mit welcher Liebe Gott ihnen begegnet und wie er sie bevorzugt.

Schon allein deshalb können für die Kirche die Armen niemals Randthema sein, dem man sich widmen kann, wenn gerade Zeit ist. Armut ist keine lästige Pflicht gegenüber Fremden, und die Armen sind kein Objekt der Mildtätigkeit. Arme Menschen gehören zur kirchlichen Familie – nicht als Zuschauer am Rand, sondern als Subjekte mittendrin. Sie sitzen bildlich gesprochen immer mit am Tisch. Armut ist, mit anderen Worten, eine „Familienangelegenheit“ (Dilexi te, Nr. 104).

Es ist niemand Geringeres als Papst Leo XIV., der dies zuletzt mit solchen Worten in Erinnerung gerufen hat. Am 4. Oktober 2025 veröffentlichte er die Apostolische Exhortation (übersetzt: „Ermahnung/Ermutigung“) *Dilexi te – über die Liebe zu den Armen*. Es ist das erste große Lehrschreiben seines Pontifikats. Vieles darin erinnert an seinen Vorgänger Franziskus, der noch mit dem Verfassen des Textes begonnen hatte, ihn aber aufgrund seiner Krankheit nicht mehr vollenden konnte. Leo XIV. tat dies – und ergänzte das Lehrschreiben, im Folgenden abgekürzt mit DT, um eigene Gedanken.

Seine „Option für die Armen“ (DT 114) ist dabei nicht bloß ein moralischer oder sozialer Appell. Stattdessen gründet sie in Jesus Christus selbst.

Genau deshalb ist „die Liebe zu den Armen“ für ihn auch eine Familienangelegenheit. Wer den Armen begegnet, begegnet Jesus Christus. „Der Kontakt mit denen, die keine Macht und kein Ansehen haben, ist eine grundlegende Form der Begegnung mit dem Herrn der Geschichte“ (DT 5).

Diese Perspektive ist allgegenwärtig. Von Jesu Geburt im Stall über seine soziale Stellung als Zimmermann bis hin zu seinem kargen Leben als Wanderprediger: Die Evangelien zeigen Jesus als armen Messias, der gleichzeitig aber auch Messias der Armen und für die Armen ist (vgl. DT 19ff.): „Er öffnet den Blinden die Augen, heilt die Aussätzigen, erweckt die Toten und verkündet den Armen die frohe Botschaft: Gott ist euch nahe, euch“ (vgl. Lk 7,22; DT 21).

Genau darin liegt für Leo der Auftrag der Kirche: Wenn sie Kirche Christi

Die Liebe zu den Armen – eine Familienangelegenheit!

Am 4. Oktober 2025 veröffentlichte Papst Leo XIV. sein erstes großes Lehrschreiben „Dilexi te – über die Liebe zu den Armen“



Denn ihr kennt die Gnade unseres Herrn Jesus Christus: Er, der reich war, wurde euret wegen arm, um euch durch seine Armut reich zu machen.
(2 Kor 8,9)

sein will, „muss [sie] eine Kirche der Seligpreisungen sein, eine Kirche, die den Kleinen Raum schafft, die arm und zusammen mit den Armen auf dem Weg ist“ (DT 21).

Für Papst Leo ist das kein Idealbild, sondern konkrete Praxis, etwa in der Jerusalemer Urgemeinde (vgl. Apg 6,1–6; DT 32). Dort nehmen die Apostel eine strukturelle Ungerechtigkeit gegenüber mittellosen Witwen nicht einfach hin – sie handeln. Solche gelebte Sorge füreinander ist für ihn ein Vorbild. Sie ist Ausdruck einer Kirche, die ihre Familienmitglieder nicht übersieht und die Liebe zu den Armen ernst nimmt.

Mit klaren Worten verurteilt Leo XIV. alle Tendenzen, Arme auszugrenzen oder für ihre Lage selbst verantwortlich zu machen. Er spricht von einer „Blindheit und Grausamkeit“, die sich auch in christlichen Gemeinschaften einschleichen kann – etwa dann, wenn Armut stört, beschämt oder

abgewimmelt wird (DT 14; DT 107). Stattdessen ruft der Papst dazu auf, Partei zu ergreifen – auch wenn das unbequem ist: „Die Strukturen der Ungerechtigkeit müssen mit der Kraft des Guten erkannt und zerstört werden, durch einen Gesinnungswandel, aber auch mit Hilfe der Wissenschaften und der Technik, durch die Entwicklung wirksamer politischer Maßnahmen zur Umgestaltung der Gesellschaft“ (DT 97).

Diese Impulse nehmen wir zum Anlass, Armut zum Schwerpunkt dieser Ausgabe der „wirzeit“ zu machen. Zwar wurde das Thema bereits in früheren Ausgaben gestreift – in einzelnen Porträts, Projektberichten oder der Frage nach der gesellschaftlichen Verantwortung der Kirche. Doch Papst Leo macht deutlich: Diese „Familienangelegenheit“ hat mehr Aufmerksamkeit verdient.

Darum gehen wir in die Tiefe – mit Perspektiven aus unterschiedlichen Bereichen des Erzbistums. Die Beiträge zeigen: Die Liebe zu den Armen wird vielerorts bereits gelebt. Und vielleicht sind sie eine Inspiration, noch ein paar Stühle mehr an den großen Familientisch zu stellen, an dem noch viel Platz ist. ●

INFORMATION

Der komplette Text der Apostolischen Exhortation „Dilexi te“ kann im Shop der Deutschen Bischofskonferenz als Broschüre bestellt oder als PDF-Datei heruntergeladen werden:

<https://www.dbk-shop.de/de/publikationen/verlautbarungen-apostolischen-stuhls/apostolische-exhortation-dilexi-te-heiligen-vaters-leo-xiv-liebe-armen>



Armut im Erzbistum: sichtbar, vielschichtig, näher als gedacht

Zahlen, Beispiele und Einschätzungen aus der Praxis des Diözesan-Caritasverbandes

Von Nadja Ikonopoulos

Armut ist kein fernes gesellschaftliches Phänomen. Auch im Erzbistum Paderborn gehört sie für viele Menschen zum Alltag – oft unauffällig, aber zunehmend die Gesellschaft prägend. Ein Blick auf Zahlen, regionale Unterschiede und aktuelle Entwicklungen zeigt, wo Armut entsteht, wen sie besonders betrifft und warum sie heute neue Gesichter hat. Was Armut im Erzbistum konkret bedeutet, zeigt sich nicht nur in Statistiken, sondern auch in der täglichen Arbeit der Caritas-Beratungsstellen. Giulia Maira vom Diözesan-Caritasverband Paderborn hat uns für diesen Beitrag Zahlen, Beispiele und Einschätzungen aus der Praxis bereitgestellt.

Armut im Überblick: Einordnung auf Bundes-, Landes- und regionaler Ebene

Armut ist in Deutschland kein Randphänomen. „Viele Menschen leben an der Armutsgrenze und können leicht durch eine unerwartete hohe Nachzahlung oder Kurzarbeit in Armut abrutschen“, heißt es aus der Caritasberatung. Nach aktuellen Daten des Statistischen Bundesamtes lag die Armutsgefährdungsquote zuletzt bei 16,1 Prozent. Damit gelten rund 13,3 Millionen Menschen in Deutschland als armutsgefährdet. Besonders häufig betrifft dies Alleinerziehende, junge Erwachsene sowie ältere Menschen. Grundlage dieser Einordnung ist die europaweit anerkannte Definition der sogenannten Armutsgefährdung, die Menschen mit weniger als 60 Prozent des mitt-

leren Einkommens erfasst. In absoluten Zahlen lag diese Schwelle zuletzt bei 1.446 Euro netto im Monat für eine alleinlebende Person (bzw. bei 3.036 Euro für zwei Erwachsene mit zwei Kindern unter 14 Jahren). In Nordrhein-Westfalen liegt die Armutsgefährdungsquote mit etwa 17 bis 18 Prozent seit Jahren über dem Bundesdurchschnitt. Die sozialen Unterschiede innerhalb des Landes sind dabei groß und konzentrieren sich vor allem auf urbane Räume und sozial benachteiligte Quartiere. Für das Erzbistum Paderborn existiert keine eigenständige Armutsstatistik. „Kirchliche Räume sind keine amtlichen Erhebungseinheiten – deshalb gibt es keine eigene Statistik“, erklärt Giulia Maira. Kommunale Sozialdaten sowie die Erfahrungen aus der Caritasarbeit und den Beratungsstellen im Erzbistum zeigen jedoch, dass sich die landesweiten Entwicklungen auch im Bistumsgebiet widerspiegeln. Zugleich wird deutlich, dass Armut viele Gesichter hat und längst nicht alle betroffenen Menschen in klassischen Statistiken sichtbar werden – etwa wenn sie trotz Erwerbstätigkeit kaum über die Runden kommen oder Unterstützungsleistungen nicht in Anspruch nehmen können.

Das Erzbistum Paderborn: Armut vor Ort

Während Armut in Städten häufiger offen sichtbar wird, bleibt sie in ländlichen Gegenden oft verdeckt. Nach Einschätzungen aus der Beratungspraxis der Caritas sind besonders häufig Alleinerziehende und ihre Kinder betroffen, ebenso junge Menschen ohne abgeschlossene Be-

Komplexe Online-Anträge, sprachliche Barrieren und unübersichtliche Zuständigkeiten führen dazu, dass Unterstützungsleistungen wie Wohngeld oder soziale Zuschüsse ohne fachliche Begleitung oft nicht mehr beantragt werden können.

rufsausbildung sowie Personen, deren Einkommen durch steigende Fixkosten stark belastet wird. Über 20 Prozent der 20- bis 34-jährigen in NRW haben keine abgeschlossene berufliche Ausbildung. Auch sogenannte NEETs – junge Menschen, die weder in Ausbildung noch in Beschäftigung sind – geraten stärker in den Blick. In Nordrhein-Westfalen betrifft dies rund 10,5 Prozent der jungen Erwachsenen und ist häufig mit langfristigen sozialen Risiken verbunden.

Ein zentrales Thema ist zudem das Wohnen. Beratungsstellen der Caritas im Erzbistum berichten, dass steigende Mieten und Wohnnebenkosten immer häufiger zu existenziellen Notlagen führen – zunehmend auch bei Auszubildenden, Studierenden, Familien und Rentne-

rinnen und Rentnern. Parallel steigt die Zahl der Menschen ohne festen Wohnsitz kontinuierlich an.

Armut im Alltag: Ein Blick in die Praxis

Diese Entwicklungen zeigen sich beispielhaft an der Bahnhofsmission in Paderborn: Im Jahr 2024 wurden dort 37.225 Gäste gezählt – rund 3.000 mehr als im Vorjahr und über 11.000 mehr als noch 2022. Täglich suchen 150 bis 200 Menschen die Bahnhofsmission auf, etwa viermal so viele wie vor der Pandemie. Neben Gesprächen und Beratung gehören ganz praktische Hilfen zum Alltag: Kaffee, Backwaren und mehrmals wöchentlich ein Mittagessen.

Digitalisierung: Wenn Hilfe selbst zur Hürde wird

Beraterinnen und Berater der Caritas berichten auch, dass die Digitalisierung sozialer Leistungen zu einer neuen Hürde geworden ist. Komplexe Online-Anträge, sprachliche Barrieren und unübersichtliche Zuständigkeiten führen dazu, dass Unterstützungsleistungen wie Wohngeld oder soziale Zuschüsse ohne fachliche Begleitung oft nicht mehr beantragt werden können. „Die Beratungsstellen müssen ‚Hilfe zur Hilfe‘ leisten, weil viele Menschen ihre Unterstützungen ohne Unterstützung nicht mehr beantragen können“, betont Giulia Maira.

Kirche und Caritas: Unterstützung nah am Menschen

Im Erzbistum Paderborn engagieren sich Kirche und Caritas an vielen

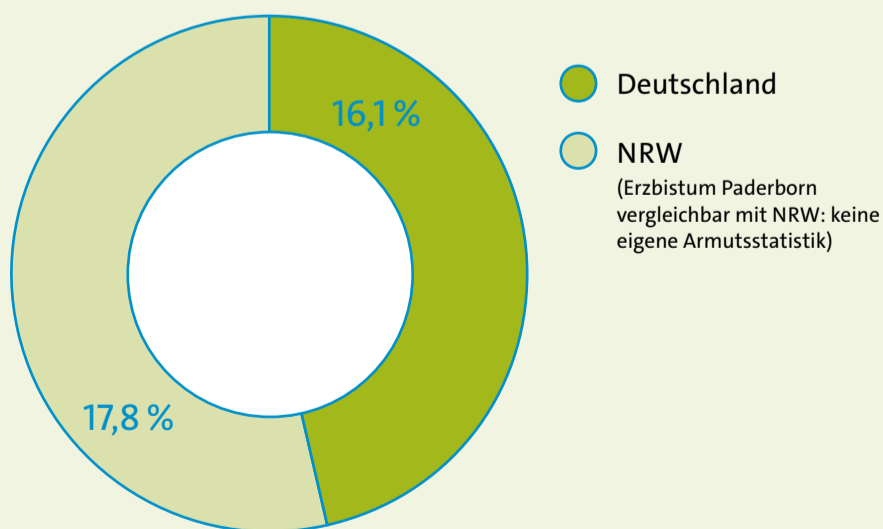
Stellen gegen Armut. „Im Erzbistum Paderborn gibt es tolle Projekte gegen Armut, die über den sogenannten Armutsfonds finanziert werden“, so Giulia Maira. Über den Sonderfonds für spezifisch armutsorientierte Dienste in der Caritas werden Initiativen gefördert, die niedrigschwellige Unterstützung bieten – etwa die NachbarBude in der Dortmunder Nordstadt oder das Projekt „Soziales Rezept“ im Marienviertel in Witten, über die wir bereits in früheren Ausgaben der „wirzeit“ berichtet haben.

Wie können wir persönlich einen Beitrag leisten?

„Mit den Angeboten der Caritas und ihrer Fachverbände stehen wir Menschen in existenziellen Notlagen zur Seite und lassen sie nicht allein. Klar ist aber auch: Ohne Veränderungen der Rahmenbedingungen wird Armut weiter wachsen. Wohnen und Grundversorgung müssen für alle bezahlbar bleiben – hier ist auch die Politik in der Verantwortung“, sagt Giulia Maira.

Armut ist ein strukturelles Problem – und zugleich eine Frage unseres alltäglichen Handelns. Nicht jeder Einsatz muss groß sein, um Wirkung zu entfalten. Schon kleine, überschaubare Beiträge können viel bewirken: aufmerksam hinschauen, Unterstützung ermöglichen, Angebote weiterempfehlen oder Projekte vor Ort mittragen. Ehrenamtliches Engagement, Spenden oder einfach ein offenes Ohr im eigenen Umfeld machen einen Unterschied. Wo Menschen füreinander einstehen, entsteht Solidarität – und genau dort beginnt Veränderung. ●

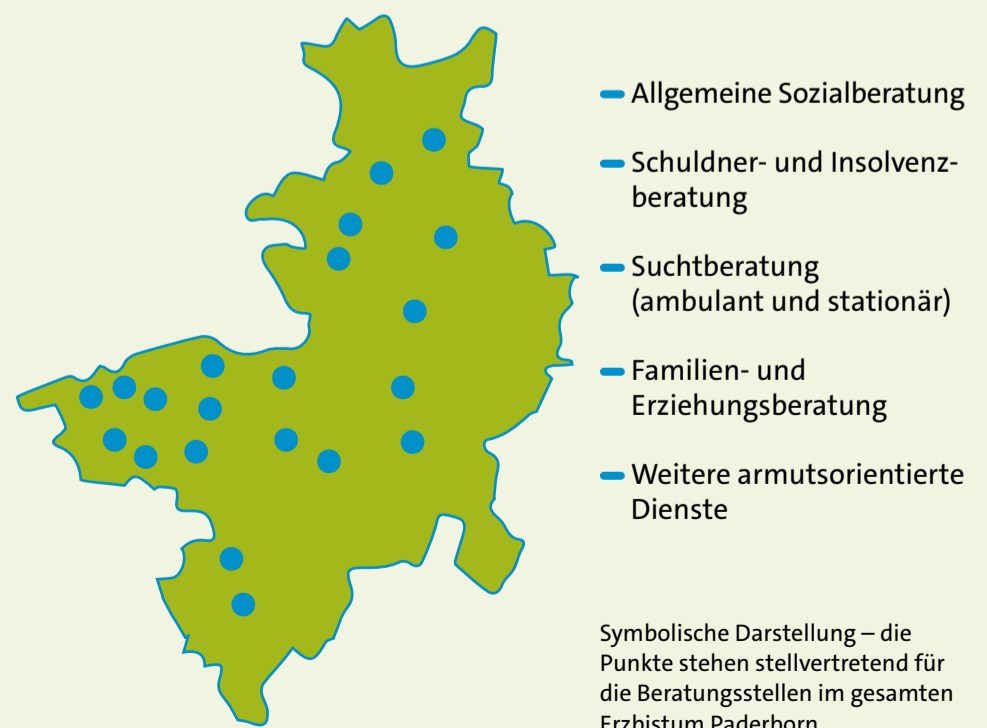
ARMUTSGEFÄHRDUNG AUF BUNDES-, LANDES- UND BISTUMSEBENE



Armutsgefährdung bezeichnet Menschen mit weniger als 60 % des mittleren Einkommens und gilt als anerkannter Indikator für Einkommensarmut.

Quelle für die angegebenen Werte: Mikrozensus 2022 / EU-SILC (Destatis)

CARITAS IM ERZBISTUM PADERBORN – UNTERSTÜTZUNG VOR ORT



Oft unerkannt: Armut auf dem Land

Im Grunde ein Armutszeugnis: Im reichen Deutschland gilt mehr als jeder siebte Mensch als armutsgefährdet. Etwa jeder Fünfte ist von Armut oder sozialer Ausgrenzung bedroht. Tendenz: steigend. Auch in ländlichen Regionen ist Armut kein Randphänomen. Die Mitarbeitenden der Caritasverbände und Engagierte vor Ort kennen die Geschichten hinter den Zahlen und wissen, warum Armut auf dem Land oft unerkannt bleibt.

Von Dr. Carina Middell

Die Schicksale sind sehr individuell“, weiß Nicolas Hilkenbach, der den Fachbereich Beratung und existenzsichernde Angebote des Caritasverbands Brilon leitet. Dabei könne Armut jeden treffen. Neben Arbeitslosigkeit, einer Tätigkeit im Niedriglohnssektor oder in Teilzeit gibt es viele weitere Risikofaktoren: schwere Krankheit etwa, der Tod eines Angehörigen oder Trennung. Martina Gerdes, Regionalvorsitzende der Caritas-Konferenzen in Arnsberg, begegnet Armut oft in ihrer Tätigkeit als Bankangestellte: „Mit den gestiegenen Lebenshaltungskosten rückt das Thema in die Mittelschicht. Es betrifft immer mehr Familien mit Kindern, in denen gearbeitet wird und die lange gut klargekommen sind. Auch Rentnerinnen sind häufig betroffen.“ Da fehle plötzlich Geld für wichtige Medikamente und Familien können sich Extras wie eine Schulausrüstung oder ein Kommunionkleid nicht mehr leisten.

Betroffene haben häufig Anspruch auf Sozialhilfe – einige scheuen sich aber, Unterstützung zu beantragen. Zu behaftet sei das Thema, vor allem auf dem Dorf, wo sich alle kennen. „Dabei ist es wichtig, Armut nicht nur als materielle, sondern auch als soziale und seelische Notlage zu verstehen“, so Hilkenbach. Denn finanzielle Armut schränkt die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ein und könne so zu Einsamkeit und Ausgrenzung führen.

Wie Armut auf dem Land aussieht

Bei Armut denken viele an unbezahlbaren Wohnraum in Metropolen, an soziale Brennpunkte oder Obdachlose in Einkaufsstrassen. Auf dem Land wird Armut weniger vermutet. Dabei liegt die Armutsgefährdungsquote in NRW in ländlichen Regionen nur etwas unter der städtischen. Auf dem Land ist man also auch arm – nur eben anders. Der Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung zeigt: Während Städte stärker von sozialräumlicher Segregation betroffen sind, leidet der ländliche Raum unter Erreichbarkeits-, Mobilitäts- und Angebotsarmut – unter weiten Wegen, schlecht erreichbaren sozialen Diensten, einem schwachen ÖPNV und weniger Arbeitsplätzen für Niedrigqualifizierte. Betroffen sind in NRW vor allem ältere Menschen, die auf dem Land häufiger armutsgefährdet sind als in der Stadt. Dass sich Armut in ländlichen Gebieten weniger konzentriert, sondern verstreut auftritt, hat zwei gravierende



Die „Warenkörbe“ des Caritasverbands Brilon: Rund 1.300 bedürftige Menschen kaufen dort gegen einen Obolus ein

Foto: Caritasverband Brilon

Konsequenzen: Armut stigmatisiert hier deutlicher und bleibt, vielleicht gerade darum, oft still. „Vor allem Kinder leiden unter der Stigmatisierung, weil sie im dörflichen Umfeld auffallen“, berichtet Denise Göckeler, die beim Caritasverband Arnsberg-Sundern den Bereich Arbeitsmarktintegration, Beratung und das Teilhabemanagement leitet, selbst als Beraterin unterwegs ist und viele Einzelschicksale kennt. Da sind Kinder, die ihren Geburtstag nicht feiern, weil sie bei Partystandards mithalten können. Oder deren Eltern kein Geld für Klassenfahrten übrig haben. „Es ist tragisch, wenn ein Junge nicht mehr zum Fußballtraining kommt, weil die Familie den Vereinsanzug nicht zahlen kann. Das Gefühl, nie mithalten zu können – was macht das mit den Kindern?“

Viele Betroffene ziehen sich aus dem gesellschaftlichen Leben zurück. „Sie versuchen das Leben irgendwie zu wuppen, bis nichts mehr geht“, sagt Brigitte Lutter, Diözesanvorstand der CKD im Erzbistum Paderborn. Manche, weil sie Unterstützungsangebote nicht kennen oder mit dem Gang zum Amt überfordert sind. Das sind Menschen, die mitunter kaum auffallen, weil sie Beziehungen haben, eine Wohnung, Einkommen oder Rente beziehen – und dennoch materiell und sozial unter Druck stehen. Hier setzt der Auftrag von Kirche und Wohlfahrtsverbänden an. Die aber haben es immer schwerer. „Früher konnten die Ehrenamtlichen die Menschen in ihrer Nachbarschaft“, so

Betroffene haben häufig Anspruch auf Sozialhilfe – einige scheuen sich aber, Unterstützung zu beantragen. Zu behaftet sei das Thema, vor allem auf dem Dorf, wo sich alle kennen.

Lutter. „Heute machen es Datenschutz und anonymer werdende Räume schwer, von Bedürftigen zu



Nicolas Hilkenbach, Leiter des Fachbereichs Beratung und existenzsichernde Angebote des Caritasverbands Brilon

Foto: Caritasverband Brilon

erfahren und Unterstützungsaktionen zu initiieren.“

Im Kampf gegen die Armut

Was zur massiven Notlage hinzukommt: Mit Armut geht oft Scham einher. „Um helfen zu können, müssen Menschen bereit sein, auf uns zuzugehen“, sagt Hilkenbach. Einige bräuchten mehrere Wochen, bis sie kommen. Andere suchten bewusst die Beratung in der Nachbarstadt auf, um im Heimatort nicht erkannt zu werden. Umso wichtiger sind niedrigschwellige Angebote und eine Ansprache auf Augenhöhe. Aufgrund des großen, eher dünn besiedelten Einzugsgebiets waren die Berater und Beraterinnen aus Brilon drei Jahre lang mit dem mobilen Beratungsbus „CariMobil“ unterwegs. Neben der allgemeinen Sozialberatung, die zur Selbsthilfe befähigen soll, können Hilkenbach und Göckeler auf ein großartiges ehrenamtliches Engagement vor Ort bauen, ohne das viele Hilfsangebote nicht möglich wären – Sozialkaufhäuser, Kleiderkammern, Tafeln, Suppenküchen. „Allein bei unseren vier Warenkörben engagieren sich 150 Ehrenamtliche“, so Hilkenbach. So können derzeit rund 1.300 bedürftige Menschen gegen einen kleinen Obolus regelmäßig Mittel des täglichen Bedarfs einkaufen, darunter zahlreiche Familien mit Kindern. Die Wartelisten sind lang. Ähnliches berichtet Martina Gerdes vom Projekt „Zu gut für die Tonne“ in

Arnsberg. Zweimal im Jahr sammelt sie für die Caritas-Konferenzen außerdem Spendengelder. Per WhatsApp-Gruppe können über gebrauchte Gegenstände unkompliziert und schnell Bedarfe gedeckt werden. Zu Weihnachten werden vielerorts Wunschzettelaktionen für Kinder angeboten. Als ein Kind sich Nudeln wünschte, fragte Martina Gerdes sich: Kann das wahr sein?

Neben der materiellen Unterstützung geht es bei den Angeboten der Caritas aber auch darum, Austausch und soziale Teilhabe zu fördern. So entstehen durch den Caritasverband Brilon etwa Sozialcafés unter dem Motto „Räume schaffen – Menschen Raum geben“, und es gibt einen offenen Treffpunkt für arbeitslose Menschen.

Kein individuelles Problem, das man durch Leistung einfach wegbekommt

Kirchliche Wohlfahrtsverbände tragen auf dem Land einen Großteil zur Bekämpfung von Armut und ihren Folgen. Erfolgreich begegnen könne man ihr aber nur, wenn man verstehe, dass Armut ein gesamtgesellschaftliches Problem sei. „Wir müssen stärker für das Thema sensibilisieren“, ist Denise Göckeler sicher. Dass jeder seines Glückes Schmied sei, stimme eben nicht immer. Auch die anderen Akteurinnen und Akteure sind sich einig: Es komme darauf an, vor Ort voneinander zu wissen, Netzwerke zu pflegen und auszubauen. So hat die Caritas Brilon einen Sozialfonds angestoßen, in dem sich Kommunen, Kirche und Wirtschaft mit der Caritas in puncto Armutsbekämpfung solidarisch erklären und diese Absicht nach Möglichkeit auch monetär untermauern sollen. Denn, wie Hilkenbach formuliert: „Wir müssen die Armut in einem großen Wir bekämpfen.“ ●

ARMUT IN ZAHLEN

15,5 % der Bevölkerung galten laut Statistischem Bundesamt 2024 als „armutsgefährdet“ – das heißt, ihr Einkommen betrug weniger als 60 % des Durchschnittseinkommens der Landesbevölkerung.

21,5 % waren „von Armut und sozialer Ausgrenzung bedroht“.

In NRW gelten 18,5 % der Menschen in Stadtregionen und 15,2 % in ländlichen Regionen als armutsgefährdet (IT.NRW.)

»Ohne das Diakonische ist es nicht die Kirche Jesu Christi!«

Georg Karbowski (54) lebt seit über 20 Jahren das Zusammenspiel von Glaube und Caritas

Von Reinhold Großelohmann

Es gibt immer mehr Milliardäre und Milliardärinnen auf der Welt und ihr Vermögen wächst und wächst. Das geht aus einem aktuellen Bericht der Nothilfe- und Entwicklungsorganisation Oxfam hervor. In Deutschland stieg die Zahl der Milliardäre 2025 um ein Drittel auf 172. Ein deutscher Milliardär verdient in knapp eineinhalb Stunden das durchschnittliche Jahreseinkommen eines normalen Arbeitsnehmers. Parallel dazu verbreitet sich in Deutschland die Armut immer stärker. Sie steht im Fokus der Arbeit von Georg Karbowski beim Caritas Kreisverband Soest. Aktiv gegen soziale Benachteiligung vorzugehen, ist seit vielen Jahren die Zielrichtung seines Wirkens. Als Caritas-Koordinator in den Dekanaten Hellweg und Lippstadt-Rüthen ist er im Kreis Soest der erste Caritas-Ansprechpartner, wenn es um Projekte und Initiativen zur Verbesserung der Lebenssituation sozial benachteiligter Menschen geht. „Diplom-Sozialarbeiter“ und „Diplom-Religionspädagoge“ steht auf der Visitenkarte von Georg Karbowski. „Das ist in dem Job, den ich hier mache, genau die richtige Kombination“, stellt der 54-Jährige fest. „Ohne das eine aber auch ohne das andere würde mir etwas fehlen.“ Die „Stelle“, an der er bereits seit 26 Jahren arbeitet und die er im Laufe dieser Zeit in einer Vielfalt entwickelt hat, wie es zu Beginn kaum vorstellbar war, deckt heute einen weiten Bereich des sozialen Caritas-Wirkens ab – insbesondere auch, was die Kooperation mit den ehrenamtlich Mitarbeitenden angeht. „Ich wollte immer etwas für die Kirche machen“, blickt Georg Karbowski zurück. Als Messdiener, dann Obermessdiener und zeitweise auch Ersatzküster in seiner Heimatgemeinde St. Peter und Paul Scheidingen engagierte er sich weit über das normale Maß hinaus. 1993 zog es ihn nach Paderborn. Er nahm das Studium der Religionspädagogik an

der Katholischen Fachhochschule auf. Doch es fehlte etwas. „In mir reifte der Gedanke, es mag nicht schlecht sein, ein zweites Standbein zu haben“, erinnert er sich. So studierte er zusätzlich noch Sozialarbeit. Trotzdem schien zunächst eine Laufbahn als Gemeindefereferent vorgezeichnet. Doch dann fragte kurz vor dem zweiten Anerkennungsjahr der Caritas-Kreisverband Soest bei ihm an. Das Projekt „Mitgliederwerbung“ und die Zuständigkeit fürs Ehrenamt reizten ihn. Er sagte zu und hatte plötzlich ein eigenes Aufgabengebiet, das in der Folge immer umfassender, aber auch sehr genau auf ihn zugeschnitten wurde.

Hilfsfonds und Tafeln

Von Anfang an spielte die Verwaltung der Hilfsfonds eine große Rolle. „Alle Krisen, ob weltwirtschaftliche, gesellschaftliche oder kriegsbedingte, spielen hier mit rein. Wir hatten anfangs viele Russlanddeutsche, dann kamen die Flüchtlinge, Corona und der Ukrainekrieg. Vieles ist nicht überwunden“, sagt Georg Karbowski. Einem Fonds für Alleinerziehende, der vom Erlös eines Silvesterlaufs initiiert und vom Erzbistum aufgestockt wurde, folgten ein allgemeiner Sozialfonds, schließlich 2015 auch ein Flüchtlingsfonds. Die „Aktion Lichtblicke“ ermöglichte zudem eine Menge individueller Hilfen.

In Lippstadt startete die Tafel in Regie der Caritas 1999, Werl kam im Jahr 2000 hinzu, später noch Geseke und Rüthen. „Es kamen immer mehr Leute. Wir sind jetzt im 27. Jahr und haben nicht ein einziges Mal eine rückläufige Kundenzahl gehabt. Die Tafel Lippstadt ist an jedem Werktag geöffnet, in Werl gibt es sogar sieben Öffnungszeiten mit einem zusätzlichen Mittagstisch“, schildert Karbowski. „Das Problem Armut ist größer geworden.“ Als in Lippstadt 2024 das 25-Jährige anstand, war keinem nach Feiern zuzumute. „Wir haben ganz bewusst gesagt: Feiern werden wir erst, wenn

Es ist schon eine tolle Leistung, dass sich seit 25 Jahren Menschen finden, die im Ehrenamt helfen. Und es gibt jene, die spenden und durch Abgabe von Lebensmitteln soziale Einkaufsmärkte am Leben erhalten.



Foto: Reinhold Großelohmann

Georg Karbowski, Diplom-Sozialarbeiter und Diplom-Religionspädagoge beim Caritas Kreisverband Soest

wir unsere Tafeln schließen können.“ Dennoch wurde auf 25 Jahre zurückgeblickt. Georg Karbowski: „Es ist schon eine tolle Leistung, dass sich seit 25 Jahren Menschen finden, die im Ehrenamt helfen. Und es gibt jene, die spenden und durch Abgabe von Lebensmitteln soziale Einkaufsmärkte am Leben erhalten.“

Politik in die Pflicht nehmen

Georg Karbowski sieht jedoch auch die Gefahr, dass die Situation stillschweigend von Politik und Gesell-

schaft hingenommen wird. „Wir müssen uns fragen: Tragen wir auf diese Weise das System nicht mit? Wird die Armut nicht institutionalisiert?“ Er scheut sich nicht, die sozialen Probleme und die Armutsfrage an die Politik heranzutragen. Vor der Kommunalwahl 2025 nahmen er und die AG Karitativ in Lippstadt die Bürgermeisterkandidaten und -kandidatinnen bei einer Podiumsdiskussion in die Pflicht. Zum Jahresanfang holte er beim Caritas-Neujahrsempfang im Bürgersaal in Warstein den neuen Landrat Heinrich Frieling auf die Bühne und sprach mit ihm auch über die soziale Lage vieler Menschen im Kreis Soest. Dabei geht es aus Sicht von Georg Karbowski nicht nur ums Materielle. „In Werl haben wir 25 bis 30 Personen, die von Montag bis Freitag dort zum Mittagessen kommen. Für viele ist der Mittagsbesuch der einzige soziale Kontakt des Tages. Dort bilden sich Bekanntschaften. Viele sitzen sonst allein zu Hause. Es geht bei vielen Projekten auch um menschliche Nähe.“

„DaSein“ für Obdachlose

Das ist auch die Zielrichtung des Projektes „DaSein“ in Soest. Menschen, die auf der Straße oder in Notunterkünften leben, werden zum gemeinsamen Frühstück eingeladen. Die Idee, sich um die wachsende Zahl von Obdachlosen zu kümmern, sei im St. Patrokli-Pfarrgemeinderat in Soest entstanden. Nun findet es jeden letzten Samstag im Monat im Patroklussaal statt und ist zu einer festen Einrichtung geworden. „Wir wollen die Menschen nicht im Stich lassen.“ Deshalb der Name „DaSein“. Es gehe nicht nur um Essensausgabe. „Wir wollen da sein für Gespräche. Es ist wichtig, dass sie mit am Tisch sitzen und dass wir uns unterhalten über alltägliche Geschichten, über Kirmes und Fußball. Aber wir sagen ihnen auch, wo es Hilfsangebote gibt.“ Inzwischen seien neben den vielen Ehrenamtlichen, egal welcher Konfession, auch die Malte-

ser unterstützend dabei. „Wir haben ein schönes Netzwerk, es beteiligen sich viele daran.“

Engagement hat viele Gründe

Für Georg Karbowski ist es von großem Vorteil, dass die Betreuung des Ehrenamtes zu seinem Bereich gehört. Natürlich sei die Zahl der Mitglieder zurückgegangen. Das wundere ihn nicht angesichts des Vereinssterbens und der Entwicklung in der Kirche. Als er vor über 26 Jahren kam, gab es 1.500 Ehrenamtliche in den örtlichen Caritas-Konferenzen, heute sind es 900. Man verliere Mitglieder, aber sehe eine Zunahme des Engagements bei Einzelprojekten, „wo Leute sagen, ich entscheide, wie lange ich mich engagiere“. So registrierte er, dass es bei Aktionen am Samstag einfacher ist, Leute zu aktivieren. „Dann kommen auch mal Berufstätige.“ In Einrichtungen des Caritasverbandes sind in den letzten Jahren rund 200 Ehrenamtliche hinzugekommen. Die Motivation der Menschen, die helfen, ist ganz unterschiedlich. „Viele machen es aus dem Glauben heraus. Wir haben nicht nur Christen, sondern auch Muslime. Andere sind einfach aufgrund ihrer Menschenfreundlichkeit dabei. Wem wir helfen, ist egal, aber auch, wer hilft. Das ist so aus unseren Gedanken heraus, dass wir es gar nicht mehr erwähnen. Natürlich wollen wir nicht verheimlichen, dass wir etwas für die Kirche machen. Aber wir tragen es nicht immer vor uns her.“ Dennoch sei es wichtig. „Wenn wir das Diakonische weglassen, ist es nicht mehr die Kirche Jesu Christi. Aber ich glaube, dieses Engagement macht uns sogar stark, und wir sollten es noch mehr in den Vordergrund rücken. Ich kann natürlich gut reden. Im Caritasverband bin ich der Kirchenmensch und in der Kirche der Caritas-Mann oder Sozialarbeitermensch. Vielleicht bin ich auch deshalb in diesem Job gelandet, weil ich das Zusammenspiel als richtig erkannt habe.“ ●



Mit dem Projekt „Da sein“ lädt die Pfarrei St. Patrokli in Soest Obdachlose zum Frühstück ein – oder auch zu einem Mittagessen, wie zuletzt in der Weihnachtszeit



Die Tafel in Werl ist an sämtlichen Werktagen geöffnet. Aktuell versorgt sie insgesamt 635 Bedarfsgemeinschaften mit 968 Erwachsenen und fast 500 Kindern aus Werl und Umgebung

Kinderarmut im Kita-Alltag

Nächstenliebe als Aushängeschild – die katholische Kita St. Elisabeth in Neheim-Moosfelde unterstützt Kinder und Eltern in prekären Situationen und ermöglicht Teilhabe



Foto: Kita St. Elisabeth, Neheim-Moosfelde

Pädagoge auf vier Pfoten – Kita-Hund Eddi ist im Dienst einer tiergestützten Pädagogik für seinen Einsatz in der Kita ausgebildet worden

Von Dr. Claudia Nieser

Am Ende des Gesprächs für diesen Beitrag platzt Kita-Hund Eddi mit fröhlichem Gebell herein. „Unser bester Mitarbeiter“, lacht Sandra Hoppe, Leiterin der katholischen Kita St. Elisabeth in Neheim-Moosfelde. „Er löst bei Kindern und Mitarbeiterinnen gleichermaßen Glücksgefühle aus.“ Der kleine weiße Havanese ist im Dienst einer tiergestützten Pädagogik für seinen Einsatz in der Kita ausgebildet worden und kuschelt gerne mit den Kindern. „Für die Kinder ist er ‚ihr‘ Hund“, sagt Sandra Hoppe. „Das ist etwas Schönes, weil sich viele Familien ein eigenes Haustier nicht leisten können.“

Wenn es an vielem fehlt

Sich Dinge nicht leisten können, mit anderen Worten: Armut. – Das ist dauerhaftes Thema in der Kita St. Elisabeth, die auch Familienzentrum ist. Das heißt: Die Angebote sind auf die tatsächlichen Bedarfe der Familien im Sozialraum abgestimmt. Die Gebäude der Einrichtung liegen mitten in Moosfelde, einem Stadtteil von Neheim. Er ist von Mehrfamilienhäusern geprägt, in denen Familien mit mehreren Kindern auf engem Raum wohnen. Der Anteil der Menschen mit Migrationsgeschichte ist hoch.

Armut heißt hier zum Beispiel: Kinder haben als Frühstück Pizza oder kalte Pommes dabei – also ein Essen, das nichts mit Frühstück zu tun hat. Oder es fehlt an Kleidung, die Kinder für den Kita-Alltag brauchen: Wechselwäsche zum Beispiel oder Gummistiefel. Die Kita schafft hier Abhilfe: „Dank des Präventionsprogramms für Zahngesundheit ‚Kita mit Biss‘, an dem wir uns beteiligen, konnten wir erreichen, dass die Kinder inzwischen ein gesundes Frühstück dabei haben“, so Sandra Hoppe. „Und bei fehlender Ausstattung haben wir einen Kleiderpool, mit dem wir helfen. Es gibt auch ein Tauschregal, in das Eltern nicht mehr benötigte Gegenstände hineinlegen.“ Zu dem materiellen Mangel gesellen sich soziale Schwierigkeiten: „Vielen

Kinder fehlen soziale Kompetenzen“, beschreibt Sandra Hoppe die Situation. „Sie haben keine Regeln gelernt, wissen nicht, wie sie ihre Bedürfnisse mit anderen aushandeln sollen. Stattdessen dominiert das eigene Ich, und das wollen sie durchsetzen.“ Die aktuell 15 Mitarbeiterinnen der Kita unterstützen Kinder und Eltern, so gut sie können. Viele haben neben ihrem „eigentlichen“ Beruf als Erzieherin noch einen weiteren fachlichen Schwerpunkt. Unter anderem gibt es Inklusionskräfte, eine Fachkraft für Sprache oder Mitarbeiterinnen, die sich Themen wie Ernährung, Bewegung oder Hygiene widmen und eine Kinderschutzfachkraft.

Die Kita hat auch eine U3-Gruppe, auch dafür gibt es eine eigene Fachkraft. Wer die Plätze in dieser Gruppe bekommt, dafür existieren klare Regeln: „Etwa, wenn ein Elternteil alleinerziehend ist und gerade eine Ausbildung macht“, erläutert Sandra Hoppe. „Oder wenn es aus der Elternzeit wieder in den Beruf einsteigt. Ein weiterer Grund kann die Krankheit eines Elternteils sein.“ Kinder in diesem jungen Alter seien aber nur so lange wie nötig in der Kita – wegen des hohen Bedarfs an elterlicher Bindung.

Vertrauen als Schlüssel

Sandra Hoppe betont, dass ein gutes Verhältnis zu den Eltern besonders



Foto: privat

Sandra Hoppe, Leiterin der katholischen Kita St. Elisabeth in Neheim-Moosfelde

wichtig ist: „Wenn wir gut mit den Eltern in Kontakt sind, können wir die Kinder gut fördern und so ihre Chancen im Leben verbessern. Gerade im Kita-Alter ist dies wichtig. Das Tor zum Lernen ist dann am weitesten geöffnet. Das muss man nutzen. Die Chancen von Kindern dürfen nicht vom Geldbeutel der Eltern abhängen.“ Genau da sei aber große Sensibilität gefragt: „Wir wollen Familien nicht stigmatisieren oder etwas tun, was Eltern gar nicht möchten. Stattdessen geht es darum, ein vertrauensvolles Verhältnis zueinander aufzubauen.“

Damit dies gelingt, sucht die Kita möglichst früh den Kontakt zu den Eltern im Stadtteil, unabhängig davon, ob diese gerade Kinder im Kita-

Alter haben. Sandra Hoppe erklärt: „Es geht darum, Brücken zu bauen, etwa über die Einladung zu Festen oder einem gemeinsamen Frühstück. Über diese unkomplizierten Kontakte ist es dann zum Beispiel einfacher möglich, ein Beratungsangebot zu machen.“ Wenn die Barrieren für einen Besuch in der Kita trotzdem zu hoch sind, suchen die Mitarbeiterinnen auf Wunsch auch die Eltern auf.

Ein Netzwerk für Teilhabe

Die Beratungs- und Unterstützungsangebote für Kinder und Eltern sind vielfältig. Dabei arbeitet die Einrichtung mit vielen Partnern zusammen: mit der Familienberatung des Sozialdienstes katholischer Frauen (SkF), der Caritas Arnsberg, der Ehe, Familien- und Lebensberatung im Erzbistum Paderborn, der kefb, Schulen, dem Jugendamt im Kreis Arnsberg, dem kommunalen Integrationszentrum und vielen mehr. Bieten diese Einrichtungen Termine in der Kita an, sind diese schnell ausgebucht.

„Beratungen finden zum Beispiel statt, wenn Kinder aufgrund einer körperlichen, einer geistigen oder einer seelischen Beeinträchtigung zusätzlich Unterstützung benötigen, um am Kita-Alltag gleichberechtigt teilhaben zu können“, erklärt Sandra Hoppe. „Unser Ziel ist es, in Zusammenarbeit mit den Eltern die

bestehenden Barrieren abzubauen und die entsprechenden Anträge zu stellen.“

In der Einrichtung gibt es außerdem Beratung für Eltern, die arbeitssuchend sind oder Informationen zu den Leistungen des Unterstützungs- und Teilhabepakets für Familien mit geringem Einkommen: „Unterstützung gibt es zum Beispiel für Mittagsverpflegung, Schulbedarf, Ausflüge, Lernförderung oder soziale und kulturelle Teilhabe“, so Sandra Hoppe. „Auch hier helfen wir bei der Antragstellung.“ Sprachförderung spielt angesichts vieler Familien mit Migrationshintergrund ebenso eine Rolle wie Angebote zur Gestaltung von Freizeit: Für die Teilnahme an Wochenendexkursionen zum Beispiel gibt es Zuschüsse.

Zu diesen Angeboten dürfen alle kommen, nicht nur diejenigen Familien, die gerade ein Kind in der Kita haben. „Nicht alle Kitas sind Familienzentren und können all diese Angebote machen“, so Sandra Hoppe. „Deshalb bedienen wir auch andere Einrichtungen. Eltern und Kinder können unsere Angebote mitnutzen. Auch so ermöglichen wir Teilhabe.“ Diese entsteht auch durch den Austausch zwischen den Eltern: „Eltern unterhalten sich, schließen Freundschaften, verbringen ihre Freizeit miteinander. Einmal wurde so sogar eine Wohnung vermittelt. Das ist dann Hilfe zur Selbsthilfe, die wir durch unsere Angebote direkt mit fördern.“

Damit niemand untergeht

Spätestens hier merkt man die umfassende Arbeit, die im Familienzentrum geleistet wird. „Wir sind der pastorale Ort für Familien“, bringt Leiterin Sandra Hoppe die Bedeutung ihrer Einrichtung mitten im Stadtteil Moosfelde auf den Punkt. „Wir haben Nächstenliebe als Aushängeschild. Wir schauen, dass niemand untergeht, egal welchen Glauben oder welche Sprache er hat. Das hat absolute Priorität. Und das spricht sich inzwischen im Ort auch herum. Das Feedback, das wir bekommen, lautet: Bei uns kann man gut ankommen.“ ●

FAMILIENPASTORALER ORT FÜR FAMILIEN UND „WIR-KITAS GMBH“

„Pastoraler Ort für Familien“ ist keine zufällige Formulierung von Sandra Hoppe. Die Kita St. Elisabeth ist tatsächlich „Familienpastoraler Ort für Familien“, so zertifiziert durch das Erzbistum Paderborn. Inzwischen haben 400 von den insgesamt 500 Kitas in Trägerschaft der fünf katholischen Kita gGmbHs dieses Zertifikat. Durch sie ist im Erzbistum ein familienpastorales Netzwerk entstanden, das für Kinder und Eltern ein lebenspraktisches vom christlichen Glauben geleitetes Angebot vorhält.

Die Kita St. Elisabeth gehört zur „WIR-KITAS gGmbH“, die sich über die Städte Hamm und Siegen sowie die Kreise Soest, Hochsauerland, Olpe und Siegen-Wittgenstein erstreckt und 179 Kitas umfasst. Sandra Hoppe gefällt der Name „WIR-KITAS“: „Das WIR steht für wertvoll – individuell – regional“, erklärt sie. „Das heißt, dass sich eine Kita individuell ausrichten kann, sodass es zum Sozialraum passt. Wir haben uns den Schwerpunkt ‚diakonische Pastoral‘ gegeben und sind froh, dass dies möglich ist. Das ist nicht selbstverständlich.“ Auch nicht selbstverständlich: „Unsere Träger investieren viel, um ihre Mitarbeitenden gut auszubilden. Dafür sind wir ebenfalls dankbar.“

Von Dr. Claudia Nieser

Armut hat viele Gesichter – mangelnde Teilhabe am gesellschaftlichen Leben und damit verbundene Einsamkeit ist eins davon. Inzwischen ist Einsamkeit zu einem gesellschaftlichen Großthema geworden, auch für die Kirche. Wir stellen zwei Projekte vor, die etwas dagegen tun wollen.

Vesperkirche in der St.-Pius-Kirche Wiedenbrück

Eine Woche lang gemeinsam essen. Kostenlos und offen für alle. Dieses einfache, aber wirkungsvolle Konzept stand Ende November hinter der Vesperkirche in der St.-Pius-Kirche Wiedenbrück. Vom 23. bis 28. November öffnete die Kirche an sechs Abenden ihre Pforten und verwandelte den Kirchenraum in einen Ort der Begegnung. An langen Tischreihen nahmen die Besucherinnen und Besucher Platz. Ein Rahmen, der Nähe ermöglicht und Gespräche fördert.

„Tatsächlich gab es sogar Anfragen nach Tischreservierungen, wie in einem normalen Restaurant“, erzählt Thomas Huneke, ständiger Diakon im Pastoralverbund Reckenberg und Hauptverantwortlicher für das Projekt. „Menschen, die sich kannten, wollten zusammensitzen. Aber darauf haben wir lieber verzichtet. Denn bei der Vesperkirche geht es darum, neue Begegnungen zu ermöglichen.“

Der Ansatz ist einfach: „Alle sind herzlich willkommen. Die gesamte Stadtgesellschaft, unabhängig von ihrer Glaubenszugehörigkeit“, so Thomas Huneke. Wichtig ist dabei die zufällige Sitzordnung an langen Tischen. Menschen aus unterschiedlichen sozialen Milieus und Lebenssituationen kommen so ganz selbstverständlich miteinander ins Gespräch. Begegnungen entstehen, die im Alltag selten stattfinden. „Wenn wir als Steuerungsteam durch die Reihen gehen und ins Gespräch mit unseren Gästen kommen, haben wir den Eindruck, dass das gut funktioniert“, sagt Thomas Huneke. Vorurteile werden abgebaut, Einsamkeit wird durch Gemeinschaft unterbrochen.

Die Vesperkirche fand 2025 bereits zum dritten Mal statt. Sie richtet sich zwar ausdrücklich an alle, setzt aber einen besonderen Fokus auf Menschen, die von Einsamkeit betroffen sind. Dazu gehören ältere Menschen nach dem Verlust des Partners ebenso wie Geflüchtete oder Menschen mit wenig sozialen Kontakten. „An den langen Tischen sitzt niemand allein“, beschreibt Huneke einen zentralen Gedanken. „Wir verstehen das als sichtbares Zeichen gegen gesellschaftliche Verinselung.“

Die Idee kommt an. Geplant waren 150 Essen pro Abend. Aufgrund der großen Nachfrage wurde das Angebot an den letzten beiden Abenden aufgestockt. Die Gäste konnten zwischen zwei Gerichten wählen, vegetarisch oder mit Fleisch. Ergänzt wurden die Mahlzeiten durch kurze musikalische oder spirituelle Impulse. Dass die Idee ankommt, zeigt

auch das breite ehrenamtliche Engagement, ein entscheidender Erfolgsfaktor des Projektes. Rund 120 Ehrenamtliche sorgten für eine einladende Atmosphäre. Sie begrüßten die Gäste, bedienten an den Tischen und boten Gespräche an. „Dieses Engagement ist wirklich beeindruckend“, betont Thomas Huneke. „Die Ehrenamtlichen kommen aus kirchennahen Gruppen, aber auch aus Schützen- oder Karnevalsvereinen. Junge Menschen sind dabei und auch Menschen mit Migrationsgeschichte.“

Ebenso wichtig sind verlässliche Kooperationen. Die Idee zur Vesperkirche stammt vom Sozialdienst katholischer Frauen und Männer (SkFM), der in der Gemeinde St. Pius

Das Projekt „W.I.R. – Wir im Raum Meschede Bestwig“

Einsamkeit ist auch im Pastoralen Raum Meschede-Bestwig ein großes Thema. In ihrem Arbeitsalltag begegnet Gemeindefreferentin Roswitha Gadermann diesem Phänomen immer wieder, besonders in der Krankenhausseelsorge. In Gesprächen mit Patientinnen und Patienten wird deutlich, wie sehr fehlende soziale Kontakte belasten. „Das hat sich nach der Corona-Zeit noch einmal verstärkt“, erzählt sie. „Menschen berichten mir, dass sie die Gesellschaft viel individualistischer erleben. Alle schauen auf sich selbst und darauf, wie sie klarkom-

men. Das macht es schwer für diejenigen, die eben nicht klarkommen – zum Beispiel Menschen im Krankenhaus.“ Aber nicht nur Roswitha Gadermann bewegt das Thema Einsamkeit im Pastoralen Raum. Schon seit längerem gibt es dort eine Projektgruppe mit dem Titel „Diakonisches Handeln“, in der sie gemeinsam mit

Ehrenamtlichen und der Caritas-Koordinatorin Melanie Hoffmann engagiert ist. „Ursprünglich hatten wir den Auftrag, einen diakonischen Schwerpunkt für unsere Pastoralvereinbarung zu entwickeln“, berichtet sie. „Aber auch danach haben wir weitergearbeitet – da ging es dann auch immer schon um das Thema Einsamkeit.“ In dieser Phase erreichte die Gruppe eine Ausschreibung des Erzbistums Paderborn. Sie stellte in Aussicht, solche Projekte finanziell zu fördern, die die Bekämpfung von Einsamkeit zum pastoralen Schwerpunkt eines Pastoralen Raums machen. Für das Team um Roswitha Gadermann und Melanie Hoffmann war das eine

im Kern immer noch die Projektgruppe „Diakonisches Handeln“, fünf Frauen, die sowohl hauptberuflich als auch ehrenamtlich im Pastoralen Raum oder in der Caritas engagiert sind. „Gerade die Vernetzung, die durch die Mitarbeiterinnen der Caritas entsteht, ist wichtig für das Projekt“, betont Roswitha Gadermann. „Sie kennen einfach sehr viele Menschen, und so kommen wir mit den Zielgruppen in Kontakt, die wir mit unseren Angeboten erreichen wollen.“ Auch zu Vertreterinnen und Vertretern der Kommune gibt es bereits gute Kontakte.

Apropos Zielgruppen: Das Projekt „W.I.R. – Wir im Raum Meschede Bestwig“ richtet sich nicht nur an ältere Menschen, woran man beim Thema Einsamkeit immer noch als Erstes denkt. „Wir wollen alle Generationen in den Blick nehmen, denn Einsamkeit gibt es überall“, betont Roswitha Gadermann. Im Blick sind junge Menschen, Alleinerziehende, pflegende Angehörige und alle Menschen, die aufgrund ihrer Lebensumstände nur schwer in Kontakt mit anderen kommen.

Nach und nach soll es für alle Gruppen zielgerichtete Angebote geben. Das kann der Fünferkreis nicht allein stemmen, weswegen es im Januar 2026 ein Treffen gegeben hat für Menschen, die sich beteiligen und helfen wollen. „Das Interesse war erstaunlich hoch“, sagt Roswitha Gadermann. Bei dem Treffen bildeten sich weitere Gruppen, die nun Angebote des Projektes umsetzen wollen, zum Beispiel zum Jahresessen oder ein Angebot für alleinerziehende Mütter.

Außerdem geplant sind im Verlauf des nächsten halben Jahres Wanderungen für verschiedene Altersgruppen, Film-Angebote in der Projektkirche Bestwig sowie eine Autorenlesung. Weitere Ideen sind etwa ein großer Freiluftgottesdienst, bei dem eventuell auch das Schiff auf dem Hennesee zum Einsatz kommen soll. Auch für Jugendliche ist ein Angebot geplant: In Zusammenarbeit mit einer Agentur aus Meschede soll es ein Videoprojekt geben.

Die Verantwortlichen stellen diese Angebote bewusst nicht unter die Überschrift „Einsamkeit“. „Das schreckt eher ab“, sagt Roswitha Gadermann. „Einsamkeit ist immer noch mit Scham behaftet, und viele Menschen wollen sich auch nicht eingestehen, dass sie einsam sind.“ Darum: Besser auf Begriffe wie Begegnung, Gemeinschaft und Miteinander setzen. Und genau darum geht es auch im Kern: Menschen zusammenzubringen und Räume zu öffnen, in denen niemand allein bleiben muss. ●



Thomas Huneke, ständiger Diakon im Pastoralverbund Reckenberg, bei der Vesperkirche in Wiedenbrück

»Damit niemand allein bleibt!«

Zwei Projekte gegen eine stille Form von Armut: Einsamkeit

Viele Menschen wollen sich nicht eingestehen, dass sie einsam sind. Darum: Besser auf Begriffe wie Begegnung, Gemeinschaft und Miteinander setzen.

men. Das macht es schwer für diejenigen, die eben nicht klarkommen – zum Beispiel Menschen im Krankenhaus.“

Aber nicht nur Roswitha Gadermann bewegt das Thema Einsamkeit im Pastoralen Raum. Schon seit längerem gibt es dort eine Projektgruppe mit dem Titel „Diakonisches Handeln“, in der sie gemeinsam mit

Steilvorlage, aus ersten Ideen zum Thema Einsamkeit ein umfangreiches Projekt mit vielen einzelnen Angeboten zu entwickeln. Der Antrag beim Erzbistum auf finanzielle Förderung wurde gestellt und war erfolgreich – für alle Beteiligten eine große Motivation.

Im Dezember 2025 startete der Schwerpunkt unter dem Namen „W.I.R. – Wir im Raum Meschede Bestwig“ mit einer Plätzchenaktion von Schulen für ältere Menschen. Schülerinnen und Schüler der Städtischen Realschule Meschede, des Bergklosters Bestwig und Pfadfinder der Deutschen Pfadfinderschaft St. Georg backten Plätzchen für 600 Personen. Diese wurden dann von Mitarbeitenden der Caritas-Sozialstation Meschede und Bestwig an Seniorinnen und Senioren verteilt. „Das war eine kleine Maßnahme, aber schon sehr arbeitsintensiv“, erinnert sich Roswitha Gadermann. „Insgesamt stehen wir immer noch in den Startlöchern.“ „Wir“ – das ist

Foto: Besim Mazhiqi

INFOS

Vesperkirche: St. Pius
Südring 185
33378 Rheda-Wiedenbrück

**„W.I.R.“: Pastoraler Raum
Meschede Bestwig**
Stiftsplatz 6
59872 Meschede

»Wenn der gesellschaftliche Frieden unter Druck gerät!«

Monsignore Dr. Michael Menke-Peitzmeyer, neuer Direktor der Katholischen Akademie Schwerte, über Polarisierung, Teilhabe und christliche Werte in unruhigen Zeiten

Von Dirk Lankowski

Gesellschaftlicher Frieden wirkt oft wie etwas Selbstverständliches, bis er brüchig wird. Viele Menschen erleben derzeit wachsende Spannungen: soziale Gegensätze, politische Polarisierung, Unsicherheit im Alltag und die Sorge, nicht mehr mithalten zu können. Umso dringlicher wird die Frage, was die bundesrepublikanische Gesellschaft zusammenhält – und wie Frieden gelingen kann, wenn Gerechtigkeit, Teilhabe und Würde unter Druck geraten. Ein Ort, an dem diese Fragen immer wieder bewusst verhandelt werden, ist die Katholische Akademie Schwerte. Mit ihrem Fachbereich „Kirche und Gesellschaft“ greift sie regelmäßig politische und soziale Themen auf und bringt Menschen ins Gespräch über Verantwortung, Zusammenhalt und die Gestaltung des Gemeinwohls. Seit Kurzem steht Monsignore Dr. Michael Menke-Peitzmeyer als Direktor an der Spitze der Akademie. Mit ihm spricht Redaktionsleiter Dirk Lankowski darüber, wie gesellschaftlicher Frieden bewahrt werden kann, welche Rolle christliches Engagement dabei spielt und welche Impulse Kirche und Soziallehre in einer Zeit der Spannungen geben können.

Monsignore Menke-Peitzmeyer, Sie sprechen viel mit Menschen aus Politik, Kirche und Zivilgesellschaft. Wie steht es aktuell um den gesellschaftlichen Frieden?

Der gesellschaftliche Frieden ist nach meiner Wahrnehmung derzeit stark gefährdet. Denn viele Menschen erleben persönlich eine hochgradige Verunsicherung durch zahlreiche Entwicklungen: Da ist zum einen wirtschaftlicher Druck, verbunden mit hohen Leistungsanforderungen im Beruf – etwa in Verbindung mit der Digitalisierung und dem Vormarsch der KI – und damit einhergehenden Spannungen. Da werden viele Menschen regelrecht abgehängt. Dann gibt es die grassierenden verbalen Auseinandersetzungen durch eine zunehmende Verhärtung der Sprache, Fake News und politische Grabenkämpfe. Und nicht zu vergessen sind die weltpolitischen Krisen in der Ukraine und im Nahen Osten sowie in den USA. So macht sich bei vielen ein permanentes Gefühl der Angst, der Überforderung und der Ohnmacht breit: Dauerstress pur. Und es ist nicht auszuschließen, dass zunehmende Frustration auch in öffentliche Aggression umschlagen kann.

Im Alltag erleben viele Menschen: Wer wenig hat, wird schnell unsichtbar. Wie stark bedrohen Armut und soziale Ausgrenzung den gesellschaftlichen Frieden auch in unserer Region?

Armut und soziale Ausgrenzung untergraben den gesellschaftlichen Zusammenhalt nachhaltig. Wer dauerhaft wenig Chancen hat, fühlt sich schnell nicht mehr zugehörig. Auch

in unserer Region entstehen so stille Brüche. Deshalb ist es auch so schwierig nachzuvollziehen, wie viele Menschen davon betroffen sind. Unterschätzen sollte man deren Zahl allerdings nicht – leider! Gesellschaftlicher Frieden braucht deshalb eine gerechte Teilhabe an Bildung, Wohnen und sozialer Infrastruktur.

Die Liste der Problemfelder ist lang. Wo sehen Sie heute die größten blinden Flecken in der gesellschaftlichen Debatte?

Wir sprechen viel über Einzelprobleme, die in der Tat sehr bedrückend sind. Aber wir thematisieren zu wenig ihre Zusammenhänge. Themen wie Einsamkeit und Isolation, ungleiche Vermögensverteilung oder Sinnverlust kommen oft zu kurz. Dabei kommt auch die religiöse Dimension ins Spiel. Ebenso fehlt eine

tiefer Auseinandersetzung mit der Frage, welche Werte unsere Gesellschaft langfristig tragen sollen und was es bedeutet, sie nicht nur im Mund zu führen, sondern im Alltag zu leben. Denn Werte gibt es nie kostenlos.

Viele Debatten sind moralisch aufgeladen. Polarisierung wird oft beklagt. Wie lässt sich über diese Probleme sprechen, ohne dass sofort Lagerdenken entsteht?

Wir brauchen mehr Orte, an denen Menschen einander zuhören, ohne sofort zu bewerten. Polarisierung entsteht oft dort, wo Erfahrungen nicht gehört und nicht ernst genommen werden. Wenn wir lernen, unterschiedliche Perspektiven auszuhalten, kann aus Konfrontation wieder Verständigung wachsen: und zwar in vielen kleinen mühsamen

Schritten – da dürfen wir uns angesichts der weitreichenden Polarisierungen in unserer Gesellschaft nichts vormachen.

Mit der Katholischen Akademie Schwerte leiten Sie einen Ort, an dem Kirche und Gesellschaft ins Gespräch kommen. Welche Rolle soll die Akademie in Zeiten wachsender Spannungen spielen – und was kann sie leisten, was andere Orte nicht leisten?

Die Akademie ist ein Raum des vertieften Dialogs, jenseits von Zuspitzung und schnellen Urteilen. Sie kann Menschen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen zusammenbringen und komplexe Fragen in Ruhe bearbeiten. Das ist ihre besondere Stärke: hinreichend Zeit, wissenschaftlich-differenzierende Bildung und geistig-spirituelle Weite zu verbinden.



Sie sind neu in Ihrer Aufgabe als Direktor der Akademie: Welche Themen wollen Sie in den kommenden Monaten bewusst setzen? Welche Debatten fehlen im kirchlichen Raum?

Ich möchte in der Akademie Schwerte weiterhin Räume für grundsätzliche Orientierung öffnen: für Fragen nach Menschenbild, Verantwortung und Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft. Mich interessieren besonders kulturelle und spirituelle Ressourcen des Zusammenhalts, ethische Dimensionen von Transformation und die Frage, wie Hoffnung jenseits bloßer Problembewältigung wachsen kann. Im kirchlichen Raum fehlen mir oft Debatten über Sinn, Maß und geistliche Tiefe im Blick auf die Veränderungsprozesse, die uns herausfordern und bisweilen auch überfordern.

Die katholische Kirche steht ja oft zwischen den Fronten: zu politisch, zu unpolitisch, zu laut, zu leise ... Wie finden die Verantwortlichen eine Sprache, die ernst genommen wird, ohne sich parteipolitisch vereinnahmen zu lassen?

Die Kirche wird dann ernst genommen, wenn sie klar positioniert ist und dafür auch entsprechende Argumente liefert, ohne sich parteipolitisch auf die eine oder andere Seite zu schlagen. Ihre Sprache sollte vom konkreten Leben der Menschen ausgehen, respektvoll bleiben und zugleich Orientierung anbieten. Glaubwürdig wird sie dort, wo Wort und Praxis zusammenpassen.

Ein Punkt, der viele umtreibt: Was tun wir als Gesellschaft mit Menschen, die sich abgehängt fühlen – und was können Christen dazu beitragen, dass daraus nicht Wut und Radikalisierung wird?

Zunächst braucht es echtes Interesse am Menschen und Nähe statt schneller Urteile, die sich oft als Vorurteile entpuppen. Wer sich gesehen fühlt, ist weniger anfällig für Radikalisierung. Christen können durch aufmerksame Wahrnehmung, Begleitung, Beteiligung und konkrete Solidarität dazu beitragen, neue Perspektiven zu eröffnen. Das Thema „soziale Gerechtigkeit“ darf nicht übersehen werden, muss aber von der Politik bearbeitet werden.

Was ist aus Ihrer Sicht eine konkrete Option, die Christen heute geben sollten, wenn sie gesellschaftlichen Frieden nicht nur beschwören, sondern praktisch stärken wollen?

Christen sollten bewusst verlässliche Kontakte und Beziehungen über soziale Grenzen hinweg aufbauen – auch wenn das leichter gesagt als getan ist. In Nachbarschaften, Initiativen und Gemeinden kann so Schritt für Schritt Vertrauen wachsen. Gesellschaftlicher Frieden beginnt dort, wo Menschen einander wahrnehmen, (er)tragen und Verantwortung füreinander übernehmen.



Dreikönigsempfang 2026 in der Katholischen Akademie Schwerte (v. l.): Dr. Hans-Jürgen Schlinkert, Prof. Dr. Stephan Harbarth, Präsident des Bundesverfassungsgerichts, und Erzbischof Dr. Udo Markus Bentz

Fotos: Michael Bodin

Herzlichen Dank für das Gespräch. ●

Termine 2026

Was passiert wo im Erzbistum?

Foto: freepik.com



Jugendmesse „son light“ in Lennestadt

Am Sonntag, 19. April 2026 findet die monatliche Jugendmesse „son light“ auf dem TABOR (im Jugendhof Pallotti) in Lennestadt-Altenhundem statt. Eingeladen sind insbesondere junge Menschen aus dem Südsauerland und Siegerland. Der Sonntag wird als besonderer Tag und Start in die Woche bewusst und gemeinsam gefeiert. Im Mittelpunkt steht dabei auch die Gemeinschaft um und mit Jesus Christus im Wort und in der Gestalt von Brot und Wein. Den Rahmen der Jugendmesse bilden Lobpreis und ein Impuls zu Beginn und ein gemeinsames Essen nach der Messfeier.

19. April 2026

Ablauf: 17.45 Uhr Impuls/Lobpreis, 18 Uhr Messfeier und 19 Uhr Essen

Treffpunkt: Raum der Stille im Jugendhof Pallotti (Missionshaus 1, 57368 Lennestadt)

Weitere Termine in der ersten Jahreshälfte: 27. Mai und 12. Juli

Infos: <https://www.taborsauerland.de/terminkalender/>

Kinderwallfahrt 2026 in Paderborn

Am 31. Mai 2026 findet die Kinderwallfahrt auf dem Schützenplatz in Paderborn statt. Bei dem Großereignis im Erzbistum Paderborn kommen Kommunionkinder aus zwei Jahrgängen gemeinsam mit Familie und Freunden zum Paderborner Schützenplatz. Das Glaubensfest mit Gebet, Gesang und Freude beginnt mit einem Gottesdienst um 10:30 Uhr, nachmittags gibt es viele Angebote für Groß und Klein.

31. Mai 2026

Die Teilnahme ist kostenlos. Die Anmeldefrist geht bis Mitte Mai, aber auch spontan Entschlossene sind herzlich eingeladen. **Weitere Informationen:** www.erzbistum-paderborn.de/kinderwallfahrt



Foto: Besim Mazhig

YOUNG MISSION-Weekend 2026

„Wovon das Herz voll ist, davon spricht der Mund“ – was der Evangelist Matthäus beschreibt, das kann YOUNG MISSION bieten: Junge Menschen mit Gott in Berührung bringen, damit sie Missionarinnen und Missionare Jesu Christi werden können. YOUNG MISSION bedeutet, über den Glauben zu sprechen, Glaubensinhalte zu lernen, Gottesdienste und Partys zu feiern. Das nächste YOUNG MISSION-Weekend findet am 13. und 14. Juni 2026 in Dortmund statt. Der nächste Termin: 10. und 11. Oktober 2026 in St. Johannes Baptist in Dortmund-Kurl.

13./14. Juni 2026

Weitere Informationen: <https://www.young-mission.de/>

Spirituelle Sommer in Südwestfalen

Der Spirituelle Sommer 2026 lädt unter dem Leitthema „SINN(E) – Die Welt von Du und Ich“ zum Mitmachen ein. Er findet vom 11. Juni bis 13. September in ganz Südwestfalen statt. Künstlerische, kulturelle, naturverbundene und spirituelle Angebote machen die Fragen nach Nähe und Distanz, nach Resonanz, Verbundenheit und dem Umgang mit Unterschieden erfahrbar und eröffnen vielfältige Zugänge zu wichtigen Fragen des Zusammenlebens.

11. Juni bis 13. September 2026

Weitere Infos: <https://www.wege-zum-leben.com/>

Berufsinfotage 2026 des Erzbistums im September

„Dich schickt der Himmel“ heißt es wieder im September, wenn die sechsten Berufsinformationstage im Erzbistum Paderborn stattfinden. Vom 7. bis 11. September 2026 können sich Interessierte sowohl digital als auch in Präsenz über das Lernen, Studieren und Arbeiten im Erzbistum Paderborn informieren. In verschiedenen Online- und Präsenzformaten kann ein umfassender Einblick in die vielfältigen Berufs- und Berufungspotenziale im Erzbistum gewonnen werden. Dabei teilen Fachverantwortliche ihr Hintergrundwissen über die verschiedenen Berufsgruppen in Gesprächsterminen und beantworten individuelle Fragen.

7. bis 11. September 2026

Alle Infos rund um die anwesenden Berufsgruppen sowie die Möglichkeit zur Anmeldung und Buchung der Informationstermine gibt es online unter: www.erzbistum-paderborn.de/dsdh/

#dichschicktderhimmel

Nächstenliebe deinen Beruf! Aber wie?

Informationstage zu
Ausbildung, Studium & Beruf
im Erzbistum Paderborn

7.–11. September 2026

Online & vor Ort! Mehr auf:
erzbistum-paderborn.de/dsdh

ERZBISTUM
PADERBORN

Amtssitzwechsel des Erzbischofs

Vom 21. bis 27. September 2026 ist es wieder so weit: Erzbischof Dr. Udo Markus Bentz verlegt für eine Woche seinen Amtssitz. In diesem Jahr sind Teile des östlichen Ruhrgebiets an der Reihe. Der Amtssitzwechsel soll Dialog und Begegnung fördern, das lokale Engagement stärken und die Glaubenskommunikation in den Mittelpunkt stellen. Besonders wichtig ist dabei die Begegnung mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen sowie ehrenamtlich und hauptberuflich Engagierten, die das kirchliche Leben vor Ort prägen. Anliegen des Erzbischofs ist es, den direkten Austausch mit Menschen überall im Erzbistum zu stärken und die gewonnenen Erkenntnisse mit in die Entscheidungsprozesse auf Bistumsebene zu nehmen.

21. bis 27. September 2026

Weitere Infos: <https://www.erzbistum-paderborn.de/erzbistum-und-erzbischof/wir-hier-jetzt/>



Foto: Daniel Schwarz

Deutscher Katholikentag in Würzburg

Unter dem Leitwort „Hab Mut, steh auf!“ findet in Würzburg vom 13. bis 17. Mai 2026 der 104. Deutsche Katholikentag statt. Mehrere Zehntausend Teilnehmende werden erwartet. Neben kirchlichen Themen bietet das Glaubensfest eine Plattform für politische Diskussionen zu Themen aus Gesellschaft und Kirche sowie ein umfangreiches Kulturprogramm. Das Erzbistum hat insgesamt 150.000 Euro zur Verfügung gestellt, um Gruppenfahrten zum Katholikentag zu fördern.

13. bis 17. Mai 2026

Infos: <https://wir-erzbistum-paderborn.de/news/erzbistum-paderborn-foerdert-gruppenfahrten-zum-katholikentag-2026/>
Tickets: www.katholikentag.de/anmelden

wirzeit. 1000 gute Gründe

ZUSAMMEN:HALT!-AKTIONSTAG • KINDERKIRCHE IN HERNE • WIE TICKT DIE JUGEND?!



Das freche Trio Bärnhard Bär, Kiki Kakadu und Bodo Bieber begleitet Kinder mit Tipps und Infos auf YOUPAX Kids

YOUPAX Kids startet im Herbst 2026!

YOUPAX Kids wird das neue Internet-Angebot des Erzbistums Paderborn für Kinder im Grundschulalter und Familien, die spielerisch den christlichen Glauben entdecken wollen

Viele Eltern fragen sich, wie sie ihren Kindern den christlichen Glauben heute noch auf eine lebensnahe und erlebnisreiche Weise näherbringen können. Genau dafür gibt es im Erzbistum Paderborn bald das Webportal YOUPAX Kids!

Frisch, lebendig und voller Ideen für die ganze Familie – entwickelt von einem Team aus Fachkräften der Kinder- und Schulpastoral, Eltern und Medienprofis. YOUPAX Kids enthält fünf Themenbereiche mit viel Abwechslung, kreativen Formaten, Wissen über Gott und die Bibel, spannenden Geschichten und geistlichen Impulsen. Perfekt für Kinder im Grundschulalter,

doch genauso für Lehrkräfte, Kita-Mitarbeitende und auch kirchenferne Eltern, die ihren Kindern Glauben zugänglich machen möchten. Die Tiefe bestimmt dabei jede Familie selbst – von alltagspraktisch bis katechetisch, von lebendig bis still und spirituell.

„YOUPAX Kids ist ein Ort, an dem Kinder mit Spaß und Spannung entdecken können, wer Gott ist“, sagt Anna Lena Drees aus dem Redaktionsteam der Abteilung Kommunikation. Sie ist die verantwortliche Redakteurin von YOUPAX Kids und hat als Gemeindefereferentin im Ruhrgebiet bereits viele Erfahrungen in der Pastoral mit Kindern gesammelt. „Kinderfragen

sind die besten Fragen! Das können alle erleben, die in der Pastoral mit Kindern arbeiten“, sagt sie. „Und bei YOUPAX Kids sollen Kinder Fragen stellen dürfen. Sie sollen lachen können, ausprobieren, lernen – und dabei vielleicht merken: Glaube ist etwas für mich!“

YOUPAX Kids ist „Deine Kinderseite für Glauben, Wissen & Spaß“, eine interaktive Plattform, die immer weiterwächst – mit Rätseln, Videos, Games und Liedern, Geschichten, Ausmalbildern, Basteltipps und vielen weiteren Inhalten. Ein zusätzlicher Bereich für Erwachsene gibt praktische Tipps zur Glaubensvermittlung, unterstützt bei Fragen zur Mediennutzung und

informiert über Angebote für Familien im Erzbistum. YOUPAX Kids ist generationsübergreifend gestaltet: Kinder und Erwachsene erleben den Glauben gemeinsam. Keine Langeweile und abstrakte Texte, dafür kindgerechte Sprache, fundierte Inhalte – und Biber, Bär und Kakadu, die mit viel Humor durch die Welt des Glaubens begleiten. Das Webportal wird im Herbst 2026 online gehen und dann für alle komplett frei zugänglich sein. ●

YOUPAX Kids startet im Herbst!
Mehr Infos zum genauen Starttermin gibt es frühzeitig auf den Medienkanälen des Erzbistums Paderborn und von YOUPAX, dem jungen Glaubensportal im Erzbistum Paderborn

»Teil derselben Wirklichkeit!«

Am Ende dieser „wirzeit“ steht ein Buch, das auf den ersten Blick einen Kontrast bildet – und doch genau hier seinen Platz hat. Während die vorangegangene Ausgabe der „wirzeit“ und auch das Buch 1 dieser Ausgabe die Studie zum Missbrauch im Erzbistum Paderborn, ihre Folgen und die notwendige Veränderung in den Mittelpunkt stellen, öffnet dieses Buch unter dem Titel „1000 gute Gründe“ den Blick auf das, was zugleich da ist: geliebter Glaube, Engagement und Aufbruch.

Beides gehört zusammen. Die Erschütterung über das, was geschehen ist, die Verantwortung gegenüber den Betroffenen und der Anspruch auf konsequente Aufarbeitung prägen diese Zeit. Sie verändern das kirchliche Leben nachhaltig. Und sie stellen die Frage nach Glaubwürdigkeit ganz neu.

Gleichzeitig engagieren sich viele Menschen ehrenamtlich und hauptberuflich für eine Kirche, die anders sein will: achtsam, transparent, verlässlich. Sie gestalten Orte, an denen Kinder, Jugendliche und Erwachsene sich sicher fühlen können. Sie geben Zeugnis von ihrem Glauben im Alltag, in Projekten, im Miteinander.

Dazu gehört auch eine konsequent weiterentwickelte Präventionsarbeit. Klare Schutzkonzepte, verbindliche Standards und die Schulung Zehntausender Ehrenamtlicher und Mitarbeitender sind heute selbstverständlicher Teil kirchlichen Handelns. Es geht um eine Kultur der Achtsamkeit, die hinschaut, Verantwortung übernimmt und Grenzen schützt – damit sich Vertrauen neu bilden kann.

Und deswegen sind 1000 gute Gründe für den Glauben und die Kirche auch weiterhin möglich: persönliche Glaubenszeugnisse, gelingende Praxis vor Ort, neue Ideen für die Ansprache junger Menschen und die Einladung, Kirche gemeinsam weiter zu gestalten und den Katholikentag zu besuchen. Nicht als Gegenentwurf, sondern als Teil derselben Wirklichkeit. ●

»Sich zurückziehen – und wiederkommen können!«

Sandra Sälzer erzählt, wie sie ihren guten Grund für den Glauben zwischen Pflicht und Schicksal kennenlernte

Von Dr. Carina Middell

Für Sandra war Kirche lange Pflichtprogramm. Kommunion und Firmung im Dorf ein Muss, Messdienerin wurde sie, weil man das so machte. Echter Bezug zum Glauben? Fehlangezeige. Als sie nach der Firmfeier gefragt wurde, ob sie nicht Lektorin in ihrer Heimatgemeinde Eppe werden wolle, sagte die damals 16-jährige Ja. Aus Pflichtgefühl. „Zu einem Pfarrer hatte ich aber einen guten Draht. Seine Predigten griffen aktuelle Themen und Sorgen auf, die ich als Jugendliche hatte.“ Sandra spürte, wie ihr Kopf während der Messfeiern zur Ruhe kam – und erkannte, dass Gott ihr einen guten Weg durch die Krisen des Erwachsenwerdens wies. „Ich habe die Gemeinde als Ort erlebt, an dem ich angenommen und verstanden wurde. In dieser Zeit begann mein Glaube zu wachsen.“

Heute ist Sandra Sälzer 33 und immer noch Lektorin in Eppe. Mit 20 Jahren entschied sie sich, für den Pfarrgemeinderat zu kandidieren, und zog als jüngstes Mitglied ein. Außerdem engagiert sie sich im Dekanatspastoral- und im Pastoralverbundsrat und fühlt sich seit eineinhalb Jahren als Wort-Gottes-Feierleiterin tief erfüllt. „Mein Glaube

wäre nicht, wie er ist, wenn ich mein Ehrenamt nicht hätte.“ Auch die Jugendarbeit gibt ihr viel: „Ich möchte jungen Leuten einen lebendigen, vielfältigen Zugang zum Glauben ermöglichen.“ Ihre Augen strahlen, als sie von ihren Einsätzen und Erfahrungen berichtet.

Auf eine harte Probe gestellt

Dabei war die Selbstverständlichkeit, mit der sich Sandra kirchlich engagiert, nicht immer da. „In guten Zeiten schwingt man durch die Welt, da wirkt der Glaube eher im Hintergrund“, setzt Sandra an, um dann auf die schlechten Zeiten zu kommen. Mitte 20 war sie, als sie beide Eltern innerhalb eines Jahres verlor. Sie fiel in ein tiefes Loch, haderte mit dem Glauben: „Ich war so unendlich wütend auf Gott, habe innerlich sehr mit ihm gestritten.“ Eine Messfeier musste sie verlassen, weil sie nicht ertrug, was sie hörte. Sie saß im Auto und weinte, zog sich aus ihren Ehrenämtern zurück, nur dem Dienst als Lektorin ging Sandra weiter nach: „Pflichtgefühl.“ – Ein Gottesdienst wurde in dieser Zeit für Sandra zum stillen Wendepunkt: Plötzlich verschwand dieses nervöse Kribbeln in ihr, der innere Streit verstummte für einen Moment und eine tiefe Ruhe machte sich breit.

„Ich spürte in diesem Augenblick: Da ist jemand. Und auch wenn ich gerade zweifle und nicht auf alles Antworten bekomme, ich brauche ihn an meiner Seite.“ Ein Gedanke, der sie bis heute begleitet.

Viele berührende Gespräche mit Hauptamtlichen und anderen Gläubigen haben Sandra wieder Hoffnung geschenkt. Und in ihr den Gedanken wachsen lassen, der sie immer wieder motiviert: „Ich möchte etwas zurückgeben.“ Vor einem guten Jahr entdeckte die gelernte Wirtschaftsfachwirtin eine Stellenausschreibung – heute arbeitet sie als Verwaltungsreferentin im Pastoralen Raum Bad Wildungen-Waldeck: „Es war eine tolle Chance, meinen Beruf mit dem Glauben zu verbinden. So kann ich die Zukunft der Kirche aktiv mitgestalten.“ Denn dass Kirche Zukunft hat, davon ist Sandra überzeugt: „Glaube bewegt so viel. Er gibt Kraft und Halt. Schafft Raum für inneren Frieden. Führt Menschen in Begegnungen und Gesprächen zusammen. Und vor allem: Glaube bedeutet Freiheit.“ Alles fühlen und denken zu dürfen, sich zurückziehen und dann wiederkommen zu können, ohne verstoßen zu sein. Und das sei – entgegen aller Vorurteile zu einer Kirche, die einengt – ein echtes Geschenk. ●

GRUND
NR. 483

ICH GLAUBE.
IM ZWEIFEL
BRAUCHE ICH
GOTT!*

Sandra Sälzer
Verwaltungsreferentin
im Pastoralen Raum
Bad Wildungen-Waldeck

*Gott sagt: „Sei mutig und entschlossen! Hab keine Angst und lass dich durch nichts erschrecken; denn ich, der Herr, dein Gott, bin bei dir, wohin du auch gehst!“ DIE BIBEL – JOSUA 1,9 (Übersetzung: GNB)

noch-ein-grund-mehr.de



»Der Mensch zählt, nicht der Output!«

Gemeindereferent Lucas Albers über seinen guten Grund: Glaube heißt, getragen sein, verbunden sein, neu aufatmen

GRUND
NR. 942

ICH GLAUBE.
GOTT IST EIN
ANGEBOT – KEINE
ANFORDERUNG!*

Lucas Albers
Gemeindereferent im Pastoralen
Raum Wittekindsländ

*Gott tut gut: „Du bist meine Hoffnung, Herr, dir habe ich von Jugend auf vertraut. Ich werde allen sagen, wie treu du bist; den ganzen Tag will ich erzählen, wie du hilfst – deine Wohltaten sind nicht zu zählen.“ DIE BIBEL – PSALM 71,5,15 (Übersetzung: GNB)

noch-ein-grund-mehr.de



Von Dr. Carina Middell

Lucas Albers ist 26 und Gemeindereferent im Pastoralen Raum Wittekindsländ. Naheliegender, bei seiner Biografie. Kindheit im katholischen Sauerland, Kinderbibelwochen, Kommunion, Messdienerleiter, Firmkatechet. Beim Schulpraktikum in der neunten Klasse hat er eine Gemeindereferentin begleitet. „Glaube hat immer schon eine Rolle gespielt“, erinnert sich Lucas. Es folgte ein Studium der Religionspädagogik in Paderborn. Wer seine lockere und authentische Art erlebt, über Glauben zu sprechen, ahnt: Für Lucas ist Glaube nicht nur ein Gedanke, sondern etwas, das man erlebt – getragen sein, verbunden sein, neu aufatmen. „Durch Reflexion entsteht Erkenntnis – für Kirche ist das aber zu kurz gegriffen: Glaube braucht Ereignisse und Gemeinschaft.“

Glaube als Erlebnisraum

In Lucas' Fall war da der Weltjugendtag in Krakau im Juli 2016, als er für zwei Wochen mit einer größeren Gruppe nach Polen reiste. Auch die Taizé-Fahrt 2018, bei der er eine junge Gruppe leitete und spürte, wie sehr es ihn begeistert, Menschen in verschiedenen Lebenssituationen

zu begleiten. Es ist dieser Erlebnis-hintergrund, vor dem Lucas Albers heute seine Aufgaben als Gemeindereferent versteht. Sein Schwerpunkt: Kinder- und Jugendpastoral. Hier wirkt er in der Firmvorbereitung mit, bei Schulgottesdiensten, Messdienerfahrten oder Aktionen wie dem Gesprächsangebot „Frommes mit Pommes“, bei dem ein Gottesdienst mit anschließendem Essen verbunden wird. „Ich will gemeinschaftliche Ereignisse im Glauben schaffen, weil ich junge Menschen dafür begeistern will, dabei zubleiben.“ Denn Lucas ist sicher: Auch wenn Kirche auf den ein oder anderen Firmling alles andere als cool wirkt – gerade jüngeren Leuten kann Glaube viel Halt geben. „Wenn ich sehe, was manche heute durchmachen: eine Welt voller Kriege, Schönheitsideale und Mobbing im Netz, die Informationsflut der sozialen Medien und der hohe Erwartungsdruck zum Klimaschutz an die junge Generation. Das alles neben Ausbildung und Schule, die schon anstrengend genug sind. Da frage ich mich: Wie haltet ihr das aus?“

Authentisch Halt geben

Kindern und Jugendlichen zu ermöglichen, was er selbst erleben durfte, motiviert Lucas Albers im

Job: im Glauben einen Ruhepol und Ausgleich zum schnellen Alltagsleben finden. Vor allem aber eine Gemeinschaft erleben, die trägt – im Zeltlager, bei Fahrten oder Aktionen. „Das ist nicht immer tief religiös, schafft aber eine schöne Zeit. Und man spürt, dass man nicht allein ist – dass Gott mitgeht. Manchmal ergeben sich berührende Gespräche am Schluss einer Party. Da zählt dann der Mensch, nicht der Output.“ So könne Kirche auch gesellschaftlich eine Richtschnur bieten.

Wie er es schafft, junge Menschen anzusprechen? „Für alle offen sein und zugleich klare Orientierung bieten. Ernst nehmen und zuhören, Zweifel aushalten und nachfragen, nicht bevormunden und ehrlich mitbestimmen lassen.“ Da tue sich Kirche oft noch schwer. „Jedenfalls frei raus sprechen.“ Oft erzählt Lucas aus seinem eigenen Alltag und von sich, als Mensch. „Ich komm nicht gleich mit der Jesus-Keule. Glaube braucht Zeit. Man darf Menschen nicht damit überfordern.“ Was ihn besonders berührt: Wenn etwa ein Firmling nach einem gemeinsamen Wochenende selbst erkennt: Ach, dann ist Gott ja quasi auch in uns. „Das“, findet Lucas, „ist dann wirklich ultraviel wert. Dann weiß ich, warum sich Glaube lohnt.“ ●

Von Dirk Lankowski

ZUSAMMEN:HALT! auch im Netz

120 Jugendliche nahmen am „Aktionstag ZUSAMMEN:HALT!“
des Erzbistums im Heinz Nixdorf MuseumsForum teil

Wie verändern soziale Medien unseren Zusammenhalt? Diese Frage stand im Mittelpunkt des „Aktionstags ZUSAMMEN:HALT!“, zu dem das Erzbistum Paderborn am 11. Februar rund 120 Jugendliche ins Heinz Nixdorf MuseumsForum in Paderborn eingeladen hatte. Gemeinsam mit Erzbischof Dr. Udo Markus Bentz und dem Newsfluencer Fabian Grischkat diskutierten Schülerinnen und Schüler über Streitkultur, Verantwortung und Haltung in digitalen Debatten. Der Großteil der Teilnehmenden kam vom Gymnasium und von der Realschule St. Michael in Paderborn, vom Edith-Stein-Berufskolleg Paderborn und vom Gymnasium St. Xaver in Bad Driburg.

Die Initiative zu dem Tag ging von Erzbischof Dr. Udo Markus Bentz aus. Ihm ist es ein Anliegen, Medienkompetenz zu stärken und als katholische Kirche in gesellschaftlichen Debatten präsent zu sein. „Von diesem Tag soll eine Ermunterung für junge Menschen ausgehen, zuversichtlich in die Zukunft zu blicken. Dass wir alle Möglichkeiten in einer Kommunikationsgesellschaft nutzen können und sollen, um unsere Werte in die Gesellschaft hineinzutragen“, erklärte der Erzbischof. Zugleich nehme er generationenübergreifend die Sorge wahr, wie stark soziale Medien polarisieren könnten. „Wir haben aber heute wieder die Erkenntnis gewonnen, dass es genügend Menschen gibt, die dem etwas entgegenstellen wollen.“ Gemeinsam mit dem Newsfluencer Fabian Grischkat, dem allein auf Instagramm 235.000 User und Use-

rinnen folgen, diskutierten die Jugendlichen sowie der Erzbischof über ihre Erfahrungen und Ansichten. „Das friedliche Miteinander und Werte, für die die Gesellschaft und auch die Kirche stehen, werden zunehmend angegriffen. Das wird

auch in den digitalen Medien sichtbar. Social Media ermöglicht Teilhabe, birgt aber auch Risiken“, mahnte Fabian Grischkat. Auf die Frage eines Schülers, wie er zum pauschalen Verbot sozialer Netzwerke für unter 15-Jährige stehe, wie es jüngst

in Australien beschlossen wurde, blickt er kritisch und forderte stattdessen mehr Engagement für die Vermittlung von Medienkompetenz: „Spätestens mit 14, 15 oder 16 Jahren sollte man sich in Onlinediskussionen einbringen können. Wir

haben damals in der schulischen Streitschlichter-AG gelernt, wie man Konflikte löst. Diesen Umgang brauchen wir auch in den sozialen Medien.“

Mit Blick auf globale Entwicklungen sagte der 25-Jährige: „Wir leben in einer Autokratisierung der Welt, nicht in einer Demokratisierung.“ Umso wichtiger sei es, die eigene Stimme zu erheben – online wie offline – für Respekt und Zusammenhalt. Seinen Impuls stellte er unter den Titel „Haltung im Netz. Die unterschätzte Kraft der 5. Gewalt“.

Genau hier knüpft das Erzbistum mit seiner Kampagne WIR SAGEN ZUSAMMEN:HALT! an. Ziel ist es, das gesellschaftliche Miteinander zu stärken und Menschen zu ermutigen, sich konstruktiv in öffentliche Debatten einzubringen. Bereits im Umfeld der Bundestags- und Kommunalwahlen 2025 habe man gute Erfahrungen damit gemacht, Räume für ein sachliches und respektvolles Ringen um die Zukunft der Gesellschaft zu eröffnen. Der Aktionstag im Heinz Nixdorf MuseumsForum versteht sich als weiterer Baustein der Initiative – mit besonderem Blick auf junge Menschen und ihre digitale Lebenswelt.

Im Anschluss an das Podiumsgespräch arbeiteten die Jugendlichen an verschiedenen Mitmachstationen. Ein Quiz thematisierte Cybermobbing und Einsamkeit, weitere Angebote sensibilisierten für Populismus und KI-generierte Inhalte. Zudem erhielten die Jugendlichen Impulse für respektvolle Kommunikation in sozialen Netzwerken. ●

Mehr zur Initiative und Material unter:
<https://wir-sagen-zusammenhalt.de/>



Erzbischof Dr. Udo Markus Bentz und Newsfluencer Fabian Grischkat (vorne) mit Teilnehmenden des Aktionstags

Fotos: Anna-Sophie Meyer



ANZEIGE

Neues vom Online-Shop!

- Frische Optik, neue Kategorien, mehr Nutzerfreundlichkeit
- Extra-Bereich mit vielen Artikeln zur Ehrenamtsförderung
- Themenwelten, Geschenkartikel und vieles mehr
- Bestellung auf Rechnung, kostenloser Versand!

<https://shop.erzbistum-paderborn.de/>



Von Dr. Carina Middel

Das Telefon schellt und reißt Andrea Acker aus dem Gespräch mit einem Bestatter, der mit der vorhandenen Friedhofsgebührenordnung unzufrieden ist. Auf ihrem Schreibtisch liegen die Materialien für die Sternsingeraktion, die später abgeholt werden. Die Kollekte muss sie noch zur Bank bringen. Auf dem Bildschirm blinkt der Cursor in einem Beitrag für den Pfarrbrief, Redaktionsschluss: heute. Am Telefon ist die Stimme einer alten Dame zu hören. Sie möchte das Jahresamt für ihren verstorbenen Mann anmelden: „Darf ich stören? Sie haben bestimmt keine Zeit.“ „Aber doch, dafür bin ich da“, kurze Pause, ein Lächeln, „ich habe Zeit für Sie.“

Montagmorgen im Pfarrbüro des Pastoralverbunds Bigge-Lenne-Fretter-Tal. Gegenüber vom Schreibtisch im Frontoffice taucht eine Standleuchte die golden gerahmten Bilder des Büroteams in warmes Licht. „Wir haben viele Veränderungen hinter uns“, blickt Andrea Acker auf den Fusionsprozess im Pastoralverbund vor zehn Jahren zurück. Sie selbst ist seit 30 Jahren Pfarrsekretärin und seit 2015 im Zentralbüro tätig. „Dass es hier heute so gut funktioniert, liegt an klaren Regeln und einheitlichen Standards, die wir uns in vielen Gesprächen erarbeitet haben.“ Eine Erfahrung, die auch mit Blick auf anstehende Veränderungen Mut macht.

Die Zentren des Gemeindelebens

Das Pfarrbüro – der vielleicht meist unterschätzte Ort der Gemeinden. Als Anlaufstelle für alle und alles kommen hier Anliegen, Fragen und Kritik, Termine und Planungen von den unterschiedlichsten Gruppen zusammen: vom Kirchenvorstand bis zum Kinder-, Jugend- und Kulturhaus, von den Küster und Küsterinnen bis zu den Firmkatechetinnen und Firmkatechetinnen. Für rund 100 feste Mitarbeitende, etliche Ehrenamtliche und 10.500 Gemeindemitglieder sind Andrea Acker und ihre Kolleginnen erste Ansprechpartnerinnen und halten so das Leben in den Gemeinden am Laufen.

Den Rücken hält ihr heute Elisabeth Meyer im Backoffice frei, die seit 20 Jahren als Pfarrsekretärin tätig ist. Sie sitzt in einem großräumigen Büro, umgeben von Regalen und hohen Schränken mit Ordnern, klar sortiert nach unterschiedlichen Farben, jede hat ihre Bedeutung, alles seine Struktur. Schräg hinter ihr ein

Poster, auf dem steht: „Liebes Problem, Gott ist größer als Du.“ Das stille Motto hier. Neben dem Eingang trotz ein kleiner Stehtisch mit Keksen, Tee und Kerzen der Büroatmosphäre. „Wir Pfarrsekretärinnen machen es uns gerne nett“, erklärt Elisabeth Meyer, die gerade die vielen eingegangenen Mails beantwortet. Während die Menschen früher oft persönlich gekommen sind, läuft heute vieles digital. Vor allem jüngere Gemeindemitglieder schätzen diesen unkomplizierten Weg. Die Themen: von der Taufe bis zum Todesfall – oft erfreulich, mal traurig, manchmal auch skurril. Mitten aus dem Leben.

Wie funktioniert ein gut organisiertes Pfarrbüro?

Die Strukturen und Regeln, nach denen alle Mitarbeiterinnen im Pfarrbüro verbindlich arbeiten, sind das Ergebnis eines langen gemein-

samen Wegs. Im Rahmen des Prozesses wurden Schritt für Schritt sechs Sekretärinnen aus acht Pfarrbüros und zehn Gemeinden zusammengeschlossen. Heute arbeiten noch drei Sekretärinnen im Zentral-

Im Rahmen des Prozesses wurden, Schritt für Schritt, 6 Sekretärinnen aus 8 Pfarrbüros und 10 Gemeinden zusammengeschlossen. Heute arbeiten noch 3 Sekretärinnen im Zentralbüro.

büro. „Jede hatte ihre eigene Art, die Dinge zu bearbeiten – da mussten wir uns einigen und haben viel diskutiert und ausprobiert.“

Begleitet hat den Zusammenschluss eine externe Unternehmensberatung. Mittlerweile gibt es für alle Abläufe Pläne und Checklisten, damit nichts und niemand vergessen wird. Orientierung geben die Vorgaben im Verwaltungshandbuch des Erzbistums. Darüber hinaus sammeln die Sekretärinnen Fragen und Probleme, die sich im Arbeitsalltag ergeben, mit konkreten Lösungsvorschlägen in einem Protokoll – mittlerweile ganze zwei Aktenordner lang. „All das gibt Halt, ist aber nicht in Stein gemeißelt. Wir bleiben flexibel und hinterfragen uns“, so Claudia Belke, die als Verwaltungsleitung seit viereinhalb Jahren für das Pfarrbüro verantwortlich ist. Auch das umfangreiche Archiv wird hier verwaltet, nach Standards des



Pfarrer Michael Krischer mit Sonja Otte, Elisabeth Meyer, Andrea Acker und Claudia Belke (v. l. n. r.)

»Wie funktioniert ein gut organisiertes Pfarrbüro?«

Nach der Bildung des Pastoralen Raums Bigge-Lenne-Fretter-Tal wurden die Abläufe im Pfarrbüro standardisiert. Einheitliche Leistungen und Abläufe bringen den Nutzenden viele Vorzüge und erleichtern in dem zentralen Büro heute den Arbeitsalltag der Pfarrsekretärinnen. Auf einen Besuch in der Kirchstraße 68 in Finnentrop

Foto: Ralf Lüttera

Erzbischöflichen Generalvikariates, in ordentlich beschrifteten Ordnern und Schränken für die kirchlichen Register. Alle Akten der zehn Pfarrgemeinden sind mittlerweile archiviert. Unterstützt wird die Arbeit durch eine Software extra für Pfarrbüros, die Planung und Verwaltung kirchlicher Aktivitäten unterstützt – von Terminkalendern über Dienstpläne bis zur Prävention.

Zugute kam den Pfarrsekretärinnen, dass sie von Anfang an ein echtes Team waren und jede ihre Stärken einbringen konnte. Regelmäßige Organisations- und Dienstgespräche, gemeinsame Frühstückspausen, begleitete Teamtage und jährliche Wanderungen stärken den Zusammenhalt unter den Mitarbeitenden im Pastoralverbund, ohne den alle formalen Regeln fruchtlos blieben.

Die Vorteile der einheitlichen Standards liegen auf der Hand: „Intern können Prozesse nahtlos übergeben oder getauscht werden“, so die Sekretärinnen. „Nach außen schaffen die Strukturen Verlässlichkeit, Transparenz und Glaubwürdigkeit.“ So erhalten die Ratsuchenden schnelle und einheitliche Antworten. Kein Wunder, dass es bei der Umstellung kaum Gegenwind aus den Gemeinden gab.

Souverän dem Wandel begegnen

Mit Gelassenheit blicken Andrea Acker, Elisabeth Meyer und ihre Kollegin Sonja Otte darum auf den anstehenden Transformationsprozess des Erzbistums. „Wir haben die Veränderungen im Kleinen geschafft, da wird uns auch die große Umstellung leichtfallen.“ Mit anderen Pfarrsekretärinnen im Kreis Olpe stehen die Kolleginnen aus Finnentrop längst im Austausch. Was Claudia Belke aber zu bedenken gibt: Die Verantwortlichen im Erzbistum sollten die Erfahrungen der Akteure und Akteurinnen vor Ort in die Überlegungen einbeziehen. „Pfarrsekretärinnen sind die Frauen aus der Verwaltungspraxis, die wissen, wie die Menschen in den Gemeinden ticken und was dort praktikabel ist.“ Ihre Empfehlung: „Schicken Sie die Unternehmensberatungen, die den Bistumsprozess begleiten, unbedingt in die Pfarrbüros!“ Denn noch etwas kann hier in Finnentrop erlebt werden: der besondere Spirit, den große Umbrüche brauchen, um erfolgreich zu sein. So hängt an der Tür zum Besprechungszimmer des Pfarrbüros ein Ausdrucken für alle gut sichtbar: „Wer Sicherheit und Stabilität möchte, muss sich verändern können.“ ●

Kinderkirche St. Marien – wo Kinder ihre Spiritualität entdecken

Gemeindereferent Joakim Bull stellt die Kinderkirche St. Marien in Herne-Baukau vor, die Kinder und Eltern begeistert

Von Moritz Kröner

Die beiden gewaltigen Türme der Kirche St. Marien in Herne-Baukau ragen 60 Meter hoch in den Himmel. „Was für ein gewaltiger Kirchenbau“, mag man sich denken. So wohl auch viele der Familien, die heute in St. Marien den Gottesdienst besuchen wollen. Denn seit vergangenem Sommer hat der Kirchort ein neues Konzept: St. Marien ist Kinderkirche. In der Spielecke fliegen Flugzeuge und Noahs Arche rettet gerade glücklicherweise ein Paar Giraffen. Kinder fahren mit Sitzautos und Dreirädern durch die Seitenschiffe. Erwachsene stärken sich



Foto: Moritz Kröner

Familienmesse zum 2. Adventssonntag in der Kinderkirche St. Marien in Herne-Baukau

Die Kinderkirche ist mir wichtig, weil mein Sohn dort den Glauben auf liebevolle, kindgerechte und positive Weise erleben darf.

Henrike Steden

noch schnell im Elterncafé. Bevor der Gottesdienst beginnt, wird es ruhiger. Alle Kinder, die bereit sind, Eucharistie zu feiern, sammeln sich auf dem großen Teppich in der Mitte der Kirche. Alle anderen dürfen leise an den jeweiligen Orten bleiben. Es gibt das Café, die Spielecke, eine Bastelecke und eine große Jurte in der Apsis der Kirche. Verantwortlich für die Kinderkirche ist Gemeindereferent Joakim Bull. Der 30-Jährige ist seit 2020 als Gemeindereferent in der Pfarrei St. Dionysius Herne tätig. Mit ihm haben wir nach dem Gottesdienst gesprochen.

Herr Bull, seit Ende der Sommerferien 2025 wird St. Marien als Kinderkirche genutzt. Wie kamen Sie auf diese Idee? Das Thema Familienpastoral und die Idee einer Familienkirche gab es bei uns in der Pfarrei schon seit einigen Jahren: Dass wir konzeptionell mit den Kleinsten anfangen wollen, dort, wo der Glaube beginnt – in der Familie. Konkreter Startpunkt für die Kinderkirche war die neue Immobilienstrategie des Erzbistums. Wir müssen Gebäude reduzieren und uns bei den bestehenden fragen, was für einen Sinn sie haben können. Ich habe dann gesagt, dass ich mir vorstellen könnte, eine unserer Kirchen zu nehmen und dort einen Ort zu schaffen, an dem sich Kinder wohl und ernst genommen fühlen.

Wie haben Sie sich auf die Gründung der Kinderkirche vorbereitet? Ich habe mit Professorin Dr. Bergit

Peters von der Katholischen Hochschule Paderborn zusammengearbeitet und ein Konzept geschrieben. Unabhängig von der Gebäudefrage haben wir geforscht, was in der Religionspädagogik und der Entwicklungspsychologie der aktuelle Stand ist: Was bedeutet es, wenn Kinder ihre Spiritualität entdecken und sich mit ihrem Glauben beschäftigen? Dabei habe ich gemerkt, wenn wir den Schritt gehen wollen, müssen wir ihn sehr konsequent gehen.

Was meinen Sie mit „konsequent“? In der Form, wie wir Erwachsene Kirche und Spiritualität denken, finden

Meine Tochter geht mit einem zukunftsfähigen Bild von Kirche in ihr Leben.

Michael Braß

Kinder keinen Platz. So kamen wir zu der Idee, dass wir einen Kirchort nehmen und dort viele verschiedene Nischen und Orte konzeptionieren, wo die Kinder auf verschiedene Weisen ihre Spiritualität ausdrücken können.

Wieso fiel die Wahl auf diese große, sehr klassische Kirche?

Anhand des erarbeiteten Konzepts haben wir gemerkt, dass zwei von unseren sieben Kirchen als Kinderkirche denkbar gewesen wären. Wir haben uns dann bewusst für diese klassische Kirche entschieden – eine neogotische mit Rundfenstern, hohen Decken und Säulen. Die andere Kirche wäre kleiner und quadratischer gewesen. Viele waren vor der Konzeptionierung ein wenig irri-

tiert und meinten, dass St. Marien gerade deswegen eigentlich keine Kinderkirche sein könnte. Aber ich bin jetzt froh, dass wir sie genommen haben, weil sie ein ganz besonderes Gefühl vermittelt.

Was ist dieses besondere Gefühl?

Kinder gehen rein und sind erst mal begeistert, weil sie merken, das ist ganz anders als zu Hause, ganz anders als in der Schule, ganz anders als im Kindergarten. Hier ist ein Raum, der riecht anders, klingt anders, fühlt sich anders an. Durch die Größe des Raumes haben wir aber auch Herausforderungen gehabt.

Beschreiben Sie bitte einmal die Gestaltung. Ich sehe kleine Kinderstühle, Regenbogenfarben...

Wir haben uns beispielsweise gefragt, wie es die Möglichkeit geben kann, in diesem sehr großen Raum Stille zu erfahren und auszudrücken. Dann hatten wir die Idee, mit einer Jurte in der Apsis hinter dem Altar einen kleinen Rückzugsraum zu schaffen. Über der Jurte hängt ein Regenbogen – ein biblisches Zeichen für den Bund Gottes mit den Menschen, das für Gottes Ja zur Welt und zum Menschen in seiner Vielfalt steht. Außerdem haben wir die bunten Stühle für die Kinder be-



Foto: Moritz Kröner

Joakim Bull, Gemeindereferent

Auf kindgerechte und sehr liebevolle Art wird schon den Kleinsten Kirche nahegebracht.

Katharina Beckmann

wusst klein gewählt, damit sie sich wohlfühlen. Durch solche Überlegungen und Entwicklungen sind dann im gesamten Kirchenraum die jeweiligen Orte entstanden.

Wie kamen die Veränderungen bei der bestehenden Kirchengemeinde und den Leuten vor Ort an? Wie hat sich das kirchliche Leben verändert?

Das Leben abseits der Kirche im Gemeindehaus war und ist immer noch ziemlich aktiv und traditionell geprägt. Aber die Gemeinde hat natürlich auch mit typischen Phänomenen wie der Alterung der Gesellschaft zu kämpfen. Es war dennoch am Anfang mit viel Überzeugungsarbeit verbunden, die Idee als sinnvolle und gute zu präsentieren. Der Großteil der Gemeinde trägt die Kinderkirche jetzt mit und freut sich über das neue Leben. Die Kirche ist jeden Sonntag voll. Zu Aktionen wie dem Mittagessen nach dem Sonntagsgottesdienst kommen jetzt im Vergleich doppelt so viele.

Gibt es auch Gemeindemitglieder, die sich im Konzept der Kinderkirche nicht zu Hause fühlen?

Ja, mit dem Konzept sind nicht alle gemeint und bis heute fühlen sich nicht alle abgeholt. Für sie ist das mit Trauer verbunden, weil sie einen lieb gewonnenen Ort abgeben mussten. Es gibt auch junge Fami-

Ich wünsche unseren Kindern, dass die Freiheit und Gemeinschaft, die sie hier erfahren, ein gutes Fundament für ihren Glauben und ihr Leben werden.

Lena Steden

lien, die sich mit dem Gedanken der Kinderkirche nicht anfreunden können. Für deren Ausdruck der Spiritualität und der Frömmigkeit braucht es andere Rahmenbedingungen, beispielsweise eine Möglichkeit zum Knien. Das ist auch völlig legitim.

Wie können Kinder im Rahmen der Kinderkirche Glauben kennenlernen?

Ich möchte hier in St. Marien zeigen, dass Kinder viele verschiedene Arten haben, ihren Glauben auszudrücken. Dazu gehört auch das Spiel. Gleichzeitig ist mir aber wichtig zu sagen, dass die Kinderkirche keine Halle zum Toben ist. Wir einigen uns auf einen Rahmen, lernen von und achten aufeinander in der Gemeinschaft, in der wir Gottesdienst feiern. Das machen wir mal laut, mal leise, und das darf beides sein.

Was möchten Sie anbieten?

Der Familiengottesdienst am Sonntag, einmal im Monat als Eucharistiefeier, ist der Dreh- und Angelpunkt, auch für die Kirchengemeinde. Unter der Woche haben wir Angebote für Schulen und Kindertagesstätten. Aktionstage am Wochenende, Kirchenkino, Gruppenstunden – die Kinderkirche soll eine offene Tür sein, für alle Einrichtungen und Menschen, die diesen Raum nutzen wollen. Eine Freundin möchte beispielsweise Kinderyoga anbieten. Aktuell sind wir noch in der Experimentierphase. Wenn wir unsere Ziele erreichen wollen, müssen wir das Konzept aber konsequent durchdenken. Ein Schritt war es, dass die Erstkommunionvorbereitung in diesem Jahr hier ein zentrales Zuhause gefunden hat. Perspektivisch möchten wir einen lebendigen Mittelpunkt in einem großen Netzwerk schaffen für alles, was katholische Familienarbeit mit Kindern im Alter von null bis zehn Jahren betrifft. Auch mit Blick auf den Transformationsprozess des Erzbistums soll die Kinderkirche ein verlässlicher Ort, ein Zentrum für Familienpastoral, im neuen Seelsorgeraum werden. ●

Video zur Kinderkirche auf dem Instagram-Account: @dio_kirche_herne





»Wie tickt die Jugend?!«

Erkenntnisse aus Deutschlands fünf großen Jugendstudien 2024/25

Foto: adobestock.com / freepik.com

Von Tobias Schulte

Die Ansage ist klar. Die Kirche sollte junge Menschen besonders in den Blick nehmen. Das hat Erzbischof Dr. Udo Markus Bentz direkt im ersten Interview nach seiner Ernennung gesagt. Er sieht junge Menschen als „Gegenwart und Zukunft der Kirche“. Doch zuweilen ist in der Kirche eine Ratlosigkeit im Blick auf „die Jugend“ zu spüren. Warum glauben nur so wenig junge Menschen an Gott? Was

beschäftigt sie? Was motiviert sie? Wie lässt sich die Jugend für Engagement und Glaube begeistern? Wie tickt die Jugend? Antworten auf diese Frage sucht Redakteur Tobias Schulte aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Zunächst fasst er sieben zentrale Erkenntnisse aus den fünf großen Jugendstudien in Deutschland zusammen. Anschließend spricht er mit Sozialforscher Dr. Kilian Hampel darüber, was Kirche jungen Menschen bieten kann. Drei Stimmen junger Menschen vervollständigen das Bild.

Sieben Dinge, die Sie über die Jugend in Deutschland wissen müssen:

1. Die Jugend ist so vielfältig wie nie zuvor

Insgesamt rund 22 Millionen Kinder, Jugendliche (14 bis 17 Jahre) und junge Erwachsene (18 bis 29 Jahre) leben laut dem 17. Kinder- und Jugendbericht des Bundesministeri-

ums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend in Deutschland. Der Bericht von 2024 macht klar: „Die heutige junge Generation ist die vielfältigste, die es je gab.“ Alter, soziale Klasse, Behinderung, Geschlecht, sexuelle Orientierung, Weltanschauung und Religion sowie nation-ethno-kulturelle Zugehörigkeit – in all diesen Punkten unterscheiden sich junge Menschen.

2. Junge Menschen leben im Dauerkrisenmodus. Sie sind pessimistisch, was die

Zukunft der Gesellschaft angeht, und optimistisch, was ihre persönliche Zukunft betrifft

Die Stimmungslage bei jungen Menschen wird in allen fünf Jugendstudien ähnlich beschrieben. Junge Menschen leben im Dauerkrisenmodus und sind eher pessimistisch, was die Zukunft der Gesellschaft angeht: die wirtschaftliche Lage, die politischen Verhältnisse, der gesellschaftliche Zusammenhalt. Die Shell Jugendstudie 2024 zeigt: „Die Angst vor einem Krieg in Euro-

Zeigen, was die Kirchen zu bieten haben

Jugendforscher Dr. Kilian Hampel (30) ist Mitautor der Trendstudie Jugend in Deutschland und arbeitet als Senior Research Fellow am Future of Work Lab der Universität Konstanz

Die Jugend in Deutschland ist so vielfältig wie nie zuvor. Haben Sie ein Beispiel, um diese Vielfalt zu veranschaulichen?

Ich bin Jahrgang 1995 – in meiner Jugend gab es beispielsweise die Mutprobe, von einer bestimmten Brücke ins Wasser zu springen. Das war ein Trend, der sich regional verbreitet hat, bis er irgendwann verboten wurde. Heute können Trends durch die Globalisierung und digitale Medien von überall ausgelöst werden. Trends aus China schwappen zu uns rüber. Gerade kulturell ist der Einfluss auf junge Menschen globaler und vielfältiger als je zuvor. Deswegen wäre es auch falsch, immer von „dieser einen Jugend“ zu sprechen.

Die großen aktuellen Studien zeigen das Bild der Jugend, die sich im Dauerkrisenmodus nicht entmuti-

gen lässt. Wie lässt sich diese positive Haltung verstehen?

Es ist dieser jugendtypische Optimismus, dass man Bock hat auf die persönliche Zukunft und schon glaubt, dass alles werden wird. Das ist eine große Hoffnung und zugleich eine große Gefahr. Denn was die wirtschaftliche Lage, die politischen Verhältnisse und den gesellschaftlichen Zusammenhalt in Deutschland angeht, ist die Jugend eher pessimistisch. Und wir haben jetzt schon viele junge Menschen, die psychisch belastet sind. Wenn der persönliche Optimismus, dass alles für einen schon irgendwie gut werden wird, enttäuscht wird, haben wir ein richtiges Problem.

Ein Grund für Zuversicht kann auch der persönliche Glaube sein. Laut Trendstudie Jugend in Deutschland sagt ein Drittel der jungen



Foto: Marina Weigl

Menschen, dass ihnen der Glaube Halt in schwierigen Zeiten gibt. Der Rest sieht also keinen Mehrwert des Glaubens für sich?

Ja, das lässt sich aus den Zahlen so ableiten. Wichtig ist auch, dass ein Drittel der jungen Menschen nicht so richtig weiß, was sie glauben sollen. Sie haben sich nicht festgelegt, weil sie zum Teil ausprobie-

ren wollen, was ihnen persönlich am besten tut. Darum geht es ja beim Glauben: das zu finden, was einem persönlich Kraft gibt. Zum Jahreswechsel war zum Beispiel zu beobachten, dass sich viele junge Menschen durch Horoskope die Zukunft haben vorhersagen lassen – oft, ohne dass sie fest daran glauben, sondern vielleicht als Spaßfaktor oder um sich bestätigt zu fühlen.

Wie kann Kirche da ansetzen?

Indem Kirchen jungen Menschen die Hand reichen und zeigen, was sie zu bieten haben. Am besten anhand von jungen Menschen, die andere mitnehmen. Oder indem junge Menschen ungezwungen einen Livestream anschauen oder bei Instagram vorbeischaun können und entscheiden, ob das was für sie sein könnte. Die große

Chance, die alle gesellschaftlichen Akteure und Akteurinnen wie eben auch Kirchen besitzen, ist das Gemeinsame: Besonders in Zeiten von Unsicherheit und Einsamkeit kann man somit Räume für Begegnungen schaffen, die Zugehörigkeit und gemeinsame Wertebildung ermöglichen. Sie können die Zukunftsängste, den Leistungsdruck und die Probleme der mentalen Gesundheit ernst nehmen und sich fragen: Welche Antworten haben wir auf diese existenziellen Probleme?

Wie kann das Engagement junger Menschen gefördert werden?

Indem die gemeinsamen Aktivitäten im Vordergrund stehen und die „Arbeit“ als sinnvoll wahrgenommen wird. Sinnhaftigkeit ist ein zentraler Motivationsfaktor für junge Menschen.

Das bewegt junge Menschen



Naomi Weber (16) aus Kreuztal macht eine Ausbildung zur technischen Produktdesignerin

Von Lehrern und zu Hause habe ich großen Druck gespürt, gute Noten zu haben. Auf Instagram sehe ich viele Videos, wie sich Mädchen stylen. Dann vergleiche ich mich und spüre den Druck, auch so perfekt auszusehen, damit ich anderen gefalle. Gegen diesen Perfektionismus versuche ich, Halt im Gebet zu finden. Von der Kirche wünsche ich mir, angenommen zu werden, wie ich bin.



Kristin Franz (23) aus Marsberg studiert Angewandte Theologie in Paderborn

Gefühlt ist in der Welt an allen Stellen Krieg. Im Dauerkrisenmodus fühle ich mich aber nicht. Ich habe Erfolgserlebnisse beim Fußball und merke in meiner Arbeit im Pfarrbüro neben dem Studium, dass ich was erreiche. Der Glaube bietet mir Halt und Orientierung. Aber in meiner Mannschaft glaubt zum Beispiel niemand an Gott. Die erleben nicht, dass Glaube ihnen was bieten kann.



Katharina Ramsel (21) aus Rheda-Wiedenbrück macht eine Ausbildung zur Tierpflegerin im Tierheim in Bielefeld

Für mich hängt der Glaube viel mit Musik zusammen. Ich singe in den Kinder- und Jugendchören St. Aegidius Wiedenbrück. Der Chor gibt mir unfassbar viel Zusammenhalt. Dass viele andere junge Menschen in meinem Umfeld nicht an Gott glauben, liegt oft an der Institution Kirche, nicht am Glauben an sich. Für viele ist die Institution Kirche zu eingefahren.

pa (81 Prozent) sowie die Sorge um die wirtschaftliche Lage und möglicherweise steigende Armut (67 Prozent) sind bei den Jugendlichen an die Spitze der abgefragten Ängste gerückt.“ Auch präsent sind Dauerthemen wie Klimawandel und Umweltverschmutzung, die fast zwei Drittel der Jugend Sorgen bereiten. Dagegen sind junge Menschen eher optimistisch, was ihre persönliche Zukunft angeht. Der 17. Kinder- und Jugendbericht beschreibt es so: „Die junge Generation zeigt sich trotz der vielfältigen Krisenerfahrungen bei Befragungen mehrheitlich optimistisch und zufrieden mit ihrer subjektiven Lebenssituation – das lässt auf eine bemerkenswerte Resilienz vieler junger Menschen schließen.“ Zuversichtlich sind junge Menschen zum Beispiel gestimmt, weil sie für sich gute Perspektiven sehen, was Studium und Job angeht. 84 Prozent der Jugendlichen sind laut Shell Jugendstudie optimistisch, ihre beruflichen Wünsche verwirklichen zu können. Dieser Optimismus für die eigene berufliche Zukunft trifft auf einen Arbeitsmarkt, der darauf wartet, in Schwung zu kommen. Ende 2025 verkündete die Chefin der Bundesagentur für Arbeit, Andrea Nahles, dass so wenig junge Menschen

in Ausbildung vermittelt wurden wie seit 25 Jahren nicht mehr.

3. Die Hälfte der jungen Menschen fühlt sich gestresst. Sport sowie Familie und Freunde sind ihr Ausgleich

In der Trendstudie Jugend in Deutschland 2025 sagt die Hälfte der Befragten, dass Stress sie psychisch belastet. 34 Prozent fühlen sich erschöpft, gut 30 Prozent sagen, dass sie Selbstzweifel belasten oder sie sich antriebslos fühlen. In der JIM-Medienstudie 2025 konnten 17 Prozent der jungen Menschen nichts benennen, worauf sie sich freuen. Beim Abschalten hilft jungen Menschen Sport. Viele junge Menschen beschreiben laut der SINUS-Jugendstudie 2024 Sport als ihr Ventil, um den Alltagsfrust rauszulassen. Außerdem hilft Sport ihnen, Disziplin zu fördern und dem Alltag Struktur zu verleihen. Die JIM-Medienstudie zeigt dabei, dass Sport erstmals die häufigste regelmäßige Freizeitaktivität für junge Menschen ist, vor persönlichen Treffen mit Freunden. Damit ist direkt der zweite Anker für junge Menschen genannt: das eigene Umfeld. Freunde und Familie. Der 17. Kinder- und Jugendbericht

bringt es so auf den Punkt: „Familie und Freundschaften sind für junge Menschen zentral und erfüllen grundlegende materielle und emotionale Bedürfnisse.“

4. Junge Menschen besinnen sich auf klassische Werte und streben nach Sicherheit im (Arbeits-)Leben

Die SINUS-Jugendstudie beobachtet ein „Regrounding“ bei jungen Menschen. Sie besinnen sich auf eine „Normalbiografie“ und klassische Tugenden. Die Shell Jugendstudie zeigt: Für 91 Prozent der Jugendlichen ist es wichtig, dass sie einen sicheren Arbeitsplatz bekommen. Insgesamt streben 87 Prozent der jungen Menschen nach Sicherheit im Leben. Ergänzend zeigt die Trendstudie Jugend in Deutschland, dass Familie, Gesundheit, Sicherheit, Freiheit und Gerechtigkeit die wichtigsten Werte für junge Menschen sind. Auch bei den Tugenden stehen klassische Eigenschaften wie Ehrlichkeit (79 Prozent) und Zuverlässigkeit (72 Prozent) ganz oben.

5. Die Jugend ist politisch interessiert, fühlt sich aber nicht genug gehört und ist

skeptisch, dass die Politik die Probleme des Landes lösen kann

Über die Hälfte der Jugendlichen in Deutschland bezeichnet sich laut Shell Jugendstudie als politisch interessiert. Die Jugend in Deutschland steht der Staatsform Demokratie kontinuierlich positiv gegenüber. Gleichzeitig kritisiert sie den politischen Betrieb. Sie fühlt sich nicht ausreichend von der Politik gehört und eingebunden. 37 Prozent sagen, dass sie dazu bereit sind, sich politisch zu engagieren. Gleichzeitig zeigt die SINUS-Jugendstudie, dass in der Jugend eine „delegative Grundhaltung“ vorliegt. Die Jugendlichen erwarten, dass die Politik die großen Probleme löst. Dabei schreiben sie Politikerinnen und Politikern jedoch oft wenig Lösungskompetenz zu. In der politischen Orientierung zeigt sich laut Shell Jugendstudie ein deutlicher Unterschied zwischen jungen Männern und Frauen. Während junge Männer sich etwas häufiger rechts positionieren (25 Prozent), ticken junge Frauen eher links (51 Prozent).

6. Junge Menschen spüren selbst, dass sie zu viel am Handy sind

TikTok, Instagram und YouTube gehören für junge Menschen unverzichtbar zum Alltag dazu, wie die SINUS-Jugendstudie zeigt. Fast zwei Drittel der jungen Menschen sagen laut Trendstudie Jugend in Deutschland, dass ihnen das Handy hilft, sich selbst zu organisieren und effizienter zu sein. Doch durch die viele Zeit am Handy spüren viele junge Menschen auch negative Folgen für ihre psychische Gesundheit. Mehr als jeder zweite junge Mensch sagt, dass die Nutzung von Social Media zum Anstieg psychischer Belastungen beiträgt. 35 Prozent attestieren sich ein suchtähnliches Nutzungsverhalten mit den Smartphones.

7. Einem Drittel der Jugend gibt der Glaube Halt

Über die Hälfte der jungen Menschen in Deutschland glaubt laut Trendstudie Jugend in Deutschland nicht an eine überirdische Macht. 60 Prozent sagen, dass sie nicht an einen persönlichen Gott glauben. Zum christlichen Glauben bekennen sich 41 Prozent. Ein Drittel der jungen Menschen sagt, dass ihnen der Glaube Halt in schwierigen Zeiten gibt. ●

